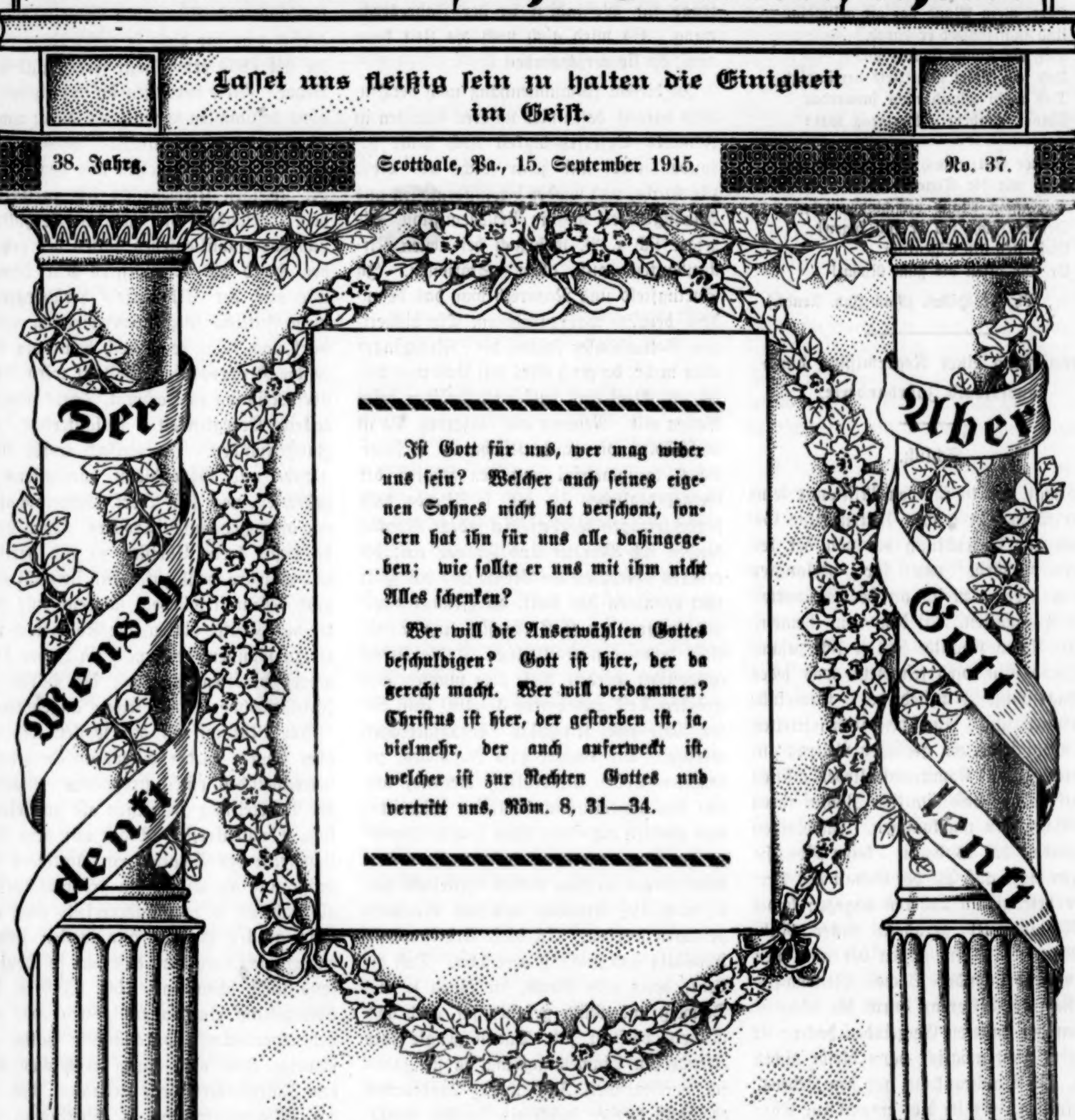
Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

38. Jahrg. Scottdale, Pa., 15. September 1915. No. 37.



Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja, vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns, Röm. 8, 31—34.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Bitte.

Stiller Jesu, voller Wunden,
Unschuldvolles Gotteslamm!
Bis zum herben Kreuzesstamm
Ward kein Trug in dir erfunden.
O du heilger, treuer Mund,
Mach mir deine Stille kund!

Herr, mein Mund hat oft gesündigt,
Und nun seufzet er darob,
Daß die Zunge Gottes Lob
Und sein Wort nicht stets verkündigt,
Daß mein Mund nicht immerdar
Deiner Wahrheit Werkzeug war!

Treuer Gott, mach mich verschwiegen,
Lege mir die Tugend bei,
Daß mein Mund verschlossen sei;
Deiner Zucht soll er sich fügen!
Ewig steh als Eigentum
Er nur offen dir zum Ruhm!

Ph. Fr. Hiller. (Nach Joh. Arndt.)

Entwicklung einer Negermission durch anderthalb Jahrhunderte.

Schluß.

Es war und ist für den Missionar keine leichte Sache, in solchen Zeiten seine Gemeinde zur Entrichtung der von der leitenden Behörde von ihr verlangten „Quote", des Anteils an der Gesamtleistung, anzuhalten. Mit dem vom Gemeinrat gewählten Komitee setzt er sich zusammen, und nun wird festgesetzt, was jedes zahlungsfähige Mitglied der Gemeinde aufbringen muß. Auch den Unbemittelten wird wenigstens ein geringer Beitrag zugemutet. Die Komiteemitglieder müssen darauf halten, daß sämtliche Zahler ihren Verpflichtungen nachkommen. In einigen Gemeinden hat es damit keine Not, sie bringen mehr auf, als der Gehalt des Predigers beträgt; in anderen dagegen leidet der Missionar oft geradezu unter Nahrungssorgen — eine neben der amtlichen Last recht drückende Sache. Zeitenweise ließ sich die Differenz durch die höheren Quoten der anderen Gemeinden decken; ist das aber nicht möglich, dann bleibt nichts übrig, als Einschränkung mit den Lebensbedürfnissen. Es sei dies einmal zur Ehre unserer Missionare gesagt, daß sie sich solche Einschränkungen hie und da in nicht unbedeutendem Maße auferlegt haben und so unausgesprochenermaßen oder tatsächlich auf einen Bruchteil ihres Einkommens Verzicht leisteten.

Ganz allein auf die jährlichen Kirchensteuern der Mitglieder die Selbstständigkeit einer Kirche aufbauen zu wollen, ist ja schwer, wenn nicht unmöglich. Auch in der Heimat ist dies nicht der Fall. Regierungsunterstützungen, Stiftungen und Fonds müssen helfen. An ersteren fehlt es, wie gesagt, in Jamaika nicht. Letztere müssen aber immer noch geschaffen und gestärkt werden. Daher unsere nötigen Beiträge für Westindien in der Jahresrechnung. Es wird auch noch die Zeit kommen, da sie verschwinden.

In diesem Zusammenhang noch der Hinweis darauf, daß unter unseren Christen in Jamaika Opferfreudigkeit noch heute gefunden wird, und zwar solche aus Liebe zur Kirche, und wieder bewußtermaßen aus Anhänglichkeit an die Brüdermission. Sie zeigte sich z. B. mehrfach bei neuen Kirchenbauten auf allen Stationen. In Springfield und Nazareth war das besonders deutlich wahrzunehmen. Die bisherigen Gotteshäuser faßten die Kirchgänger nicht mehr, da ging alles mit Lust und Liebe ans Werk und half nach Kräften beim Bauen mit. Nehmen wir Nazareth. Da ist buchstäblich die ganze Kirche, d. h. sämtliches Baumaterial, auf den Köpfen der Gemeindeglieder ¼ bis 1 Stunde weit herbeigetragen worden. An jedem Montag fanden sich Männer und Frauen ein; die ersteren schleppten die Steine und das Holz und brannten den Kalk, die Frauen dagegen trugen den Kalk, Wasser und Sand. Aus behauenen Kalksteinen ist die Kirche aufgeführt worden, diese aber mußten zum größten Teil aus einem 3—400 Fuß tiefen Tale zum Kirchplatz heraufgetragen werden. Die Bretter zum Fußboden, zusammen 2700 Quadratfuß messend, waren aus amerikanischer Kiefer geschnitten und mußten am Ende ihrer langen Seereise, da Wagentransport des bergigen Terrains wegen zu hohe Kosten verursacht hätte, noch 2½ Stunden weit von Männern getragen werden. All diese Arbeit wurde freiwillig und umsonst verrichtet. Daß die Leute dann eine Kirche, die ihnen so viel Schweiß und Mühe gekostet hat, auch hoch schätzen, versteht sich. Davon zeugte ihre Freude am Einweihungstag, ja sie gaben im vorliegenden Fall ihrer Dankbarkeit ebenfalls wieder durch ein freudig dargebrachtes Opfer Ausdruck: es betrug 3000 Mark. „Wir wollen doch nicht", so hieß es, „dem Herrn sein Gotteshaus mit Schulden übergeben, darum haben wir schon mehrere Wochen hindurch Geld gesammelt, um es ihm darzureichen." Groß war ihre Freude, als sich bei der Abrechnung über den Bau ergab, daß 2.50 Mark als Ueberschuß in der Kasse verblieben.

Das führt uns darauf, noch ein Wort über den Stand des christlichen Lebens zu sagen. Wie in ganz Westindien, so hat es sich auch in Jamaika in dem ganzen 60-jährigen Zeitraum seit der Sklavenbefreiung um Heidenmission nur noch wenig gehandelt, vielmehr um Vertiefung des Christentums und Pflege der Gemeinden. Hinderlich war für diese so notwendige Arbeit die seit 1834 ermöglichte Freizügigkeit der Neger. Viele verließen die Stationen, oft ohne bestimmten Grund, oft durch ungünstige Erwerbsverhältnisse genötigt oder gar, um bewußtermaßen aus dem Bereich der strengen Kirchenzucht sich zurückzuziehen. Besonders die ehelichen Verhältnisse und das Familienleben hätten der ordnenden Hand des Seelsorgers sehr bedurft. Die aus der Sklavenzeit herübergenommene sittliche Begriffsverwirrung wirkte stark nach. Das zeigt noch heute ein Blick in die Kirchenbücher. Geklagt wird ferner über Neigung zu Hochmut, Trunksucht, Eitelkeit, Erregbarkeit, Unlauterkeit und Zungensünden. Ja vielfach treibt Aberglaube und Götzendienst, wenigstens im geheimen, noch sein Werk. Gemeinschaften, wie die sogenannten Tropers, ziehen hie u. da sogar treue Christen zu sich herüber, und es wäre wohl gut, wenn sie recht energisch bekämpft würden, ja wenn wir Mittel und Kräfte hätten, die Seile noch weiter zu spannen, denn noch im Jahre 1899 wurde veröffentlicht, daß die Hälfte der Inselbewohner keiner Kirche angehörte!

Im Blick auf all das wollen wir uns aber immer wieder hüten, an Heidenchristengemeinden einen strengeren Maßstab der Beurteilung anzulegen als an heimatliche Christenkreise. Trägt auf dem Missionsfelde der Schatten ein dunkleres Gepräge und die Sünde ein gröberes Gesicht als daheim, so tritt andererseits auch das Licht greller hervor. Wir wollen immer wieder nicht vergessen, daß auch in Deutschland nicht schon nach 150 Jahren das Evangelium ein Sauerteig war, der alle Lebensverhältnisse durchsäuert hatte, geschweige etwa nach einem reichlichen halben Jahrhundert, dem Zeitraum, der seit der Sklavenbefreiung in Westindien bis heute erst vergangen ist. Wir wollen uns weiter immer wieder vors Gemüt führen, daß Westindien in vieler Hinsicht unser Missionsversuchsfeld gewesen ist, auf dem manche Fehler und Versäumnisse gemacht worden sind, die wir niemand, am wenigsten den Schwarzen, zur Last legen dürfen.

Fortsetzung auf Seite 20.

Das Schicksal.

O Mensch, was strebst du doch, den Ratschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt? –
Du siehst bei allen Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folgen nicht
Und hoffest doch, den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschieht.

Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dies siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein,
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müßtest du, was Gott ist, sein.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn, zu blöd' im Geiste bist.
Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und was dir grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat
Und ihn von jenen ew'gen Schlüssen
Um größere Erkenntnis bat,
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stand, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bei dem Quell von seinem Pferde
Nach einem Trunk an diesem Ort.
Er trank. — Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Herde
Nach einem Trunk an diesem Ort.
Und fand den Geldsack bei der Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich.
Und als nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich —
Er setzte sich, um auszuruhen, nieder,
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm
Und forderte sein Geld von ihm.
Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte weint und fleht; der Reiter schimpft und droht
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wütend tot.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden,
Doch eine Stimme rief: „Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt;
Denn wiss', es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
Des Knaben Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub zuvor davongetragen."

(Einges. Von P. Fast, Reedley, Cal.)

Die Bibel als Retterin.

In einem einsamen Hause, vom Wald umgeben, draußen im schlesischen Riesengebirge wohnte vor mehr als 100 Jahren der Förster Gruner mit Mutter, Frau und einem siebenjährigen Töchterlein. Acht Jahre schon lebten sie in friedlicher Ehe. Mutter und Gattin waren fromme Seelen, denen die Bibel und das Gebet Trostquellen waren. Der Herr Förster jedoch dachte anders. Er war superklug und lächelte heimlich über die Einfalt der Frauen. Die Gattin hatte acht Jahre für den Mann gebetet, aber ohne Erfolg. Da an einem stürmischen Herbstabend kehrte der Förster nicht zurück. Er war nämlich ausgegangen, um eine Wild-Diebsbande, die er gefangen hatte bis auf den Anführer, dem Gericht zu überliefern. Der Führer schwor, an dem Förster Rache zu nehmen. Kein Wunder, daß Mutter und Gattin in Aengsten harrten. Sie lasen und beteten den 71. Psalm: „Herr, ich traue auf dich" usw., gedachten des Vaters u. derRäuber. Kaum hatten sie damit geendigt, trat der Gatte herein, sie freundlich begrüßend. Während die Wirtin das Essen vorsetzte, erzählte er sein Abeuteuer. Der Förster hatte sich auf sein gutes Gewehr verlassen, die Försterin aber auf ihren Gott. Zwei Stunden später, als sie zu Bett gegangen waren, kroch eine menschliche Gestalt unter dem Sofa hervor, legte ein langes Messer auf den Tisch und nahm unbemerkt die Bibel und stieg beim Mondlicht zum Fenster hinaus.

Alles verwunderte sich, als am Morgen der Förster das Messer fand; alles war in Ordnung, nur die Bibel fehlte. Er ahnte zum erstenmal, daß Gott sie sichtlich beschützt habe. Seitdem wurde er stiller, und er ließ sich sogar beim Familiengebet sehen.

Es war im Jahre 1813, als Gruner als preußischer Offizier freiwillig gefolgt war und dort am Ufer des Müritzsees im Großherzogtum Schwerin als Verwundeter lag. Angehörige von beiden Parteien bedeckten zahlreich das Schlachtfeld, während die Franzmänner fliehen mußten. Auf dem See fährt ein Fischer heran, hört das Stöhnen, geht und holt einen Gehilfen. Der Verwundete wird aufgehoben, in die Fischerhütte gebracht und verpflegt. Lange wollte die Wunde in der Brust nicht heilen. Endlich wurde es besser, und nach Wochen genas der Verwundete. Der Fischer schrieb unterdessen nach Hause, an die Frau und die Tochter des Forsters. Diese verließen dann die Großmutter und eilten dem Ziele zu. Welch eine Freude beim Wiedersehen! Unbeschreiblich!

Hier pflegten sie ihn, bis er gesund an Leib und Seele war, und kehrten dann zurück. Die Krankheit brachte den Förster zum Nachdenken, und hier kam der Wendepunkt seines Lebens. Gott zieht im Guten, wenn es nicht hilft, mit Ruten bis zum Bluten.

Als alles gepackt war, wollten sie den Fischerleuten für die erwiesene Liebe danken und sie bezahlen. Zur Verwunderung sahen sie, daß der Mann nichts annehmen wollte, da er nach seiner Aussage ihnen noch schuldete. Während dem ging er dem Schrank zu und holte eine Bibel heraus. Die Försterin erkannte sie als die ihrige und fragte, wie er zu dieser Bibel gekommen sei. „Ich will das Geheimnis offenbaren," sagte der biedere Fischer. „Ich war jener rauhe Wilddieb. In der Dämmerung schlich ich mich ins Haus unter das Sofa und wollte Euch ermorden. Da hörte ich Ihre Frau, Herr Förster, den 71. Psalm lesen und beten, und mein Rachedurst war gebrochen und meine Hand gelähmt. Ich verließ das Haus mit der Bibel unter dem Arm, ging in den Wald und suchte wochenland in derselben, sah einen barmherzigen Heiland und las des Schächers Bekehrung, und auch ich erlangte Frieden. Ich flüchtete hierher, betrieb die Fischerei, nahm ein frommes Weib, und nun leben wir glücklich. Ihr Gewehr, Herr Förster, hätte nichts genützt; nur dem Gebet Ihrer Frau schreiben Sie Ihre Rettung zu."

Aller Augen waren mit Tränen gefüllt. Der Abschied war nun noch schwerer. Der Fischer lebte fortan fromm, und die Förstersfamilie kehrte glücklich heim, und seitdem war die alte Bibel das köstlichste Mobiliar in ihrem Haus.

Indische Büßer.

In einem Dorfe fand das alljährliche Götzenfest statt. Ein Missionar berichtet über das, was er dort mit eigenen Augen gesehen hat: „Wie zu einem großen Volksfest hatten sich die Menschen zusammengeschart. Die ganze Ungegend glich einem Völkermeere. Wir drängten uns mühsam durch. Plötzlich wichen die Leute ehrfurchtsvoll zur Seite — ich stand vor den ersten indischen Büßern. Nun sah ich mit eigenen Augen, was so gern als Märchen bezeichnet wird. Einige rollten sich auf dem brennend heißen Sand, in eine dichte Staubwolke gehüllt, dahin, um so eine Zahl vonMeilen zurückzulegen.Andere warfen sich der Länge nach auf dem Boden, machten über dem Kopf ein Zeichen in den Sand, auf das nach dem Aufspringen die Füße kommen mußten. Mit glanzlosen Augen und vor Ermüdung zitternden Muskeln maßen sie so den Weg. Ein Büßer erweckte ganz besondere Aufmerksamkeit. Langsam schritt er daher in dem ockerfarbigen Gewand und dem langen, flatternden Haar. Sein Gesicht und sein Oberkörper waren mit Asche beschmiert, u. seine Schuhe waren je ein dünnes Brett, durch das von unten viele Nägel geschlagen waren, so daß er auf den Spitzen ging, die sich in das Fleisch eingruben. Mit wildem, vor Schmerz erstarrtem Gesichtsausdruck nahm er die Gaben der Vorübergehenden in Empfang, die er bei entsprechender Höhe mit etwas heiliger Asche belohnte. Dann kamen Hunderte von Männern und Frauen, welche den ganzen Körper bedeckt hatten mit unzähligen Nadeln, die in das Fleisch gebohrt waren. Eine größere war gewöhnlich durch Nase, Ohren und Wangen gestochen. So zogen sie unter dem Gejohle der Menge dem Tempel zu. Am tiefsten aber hat mich das Bild der Frauen erschüttert, die vor Durst und Schmerzen scheinbar wahnsinnig geworden waren. Mit völlig verzerrtem Gesicht und weit vorstehenden, verstörten Augen tanzten sie stöhnend dahin. Auf der Schulter trugen sie ein Götzenbild, ihre Zunge war soweit wie möglich herausgezogen und am hinteren Ende mit einer langen Nadel durchbohrt. Stundenlang mußten sie so in der heißesten Zeit des Tages wandern, ohne Trank und Erfrischung. Nur wenn eines dieser Opfer zusammenbrach, wurde es mit Wasser überschüttet. Viele waren wie wahnsinnig geworden; blutiger Schaum, mit Staub vermengt, hing ihnen um denMund, ein Bild des Jammers." (Leipz. M.-Bl.)

Sie ließen es sich gewiß viel kosten, aber Paulus lehrt uns: „So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben." (Röm. 3, 28.) Zionspilger.

Schließe die Tür zu!

Ohne Gebet ist es ebenso unmöglich, geistlich zu leben oder im geistlichen zu gedeihen, wie man ohne natürliche Speise das physische Leben zu erhalten vermag. Solche, die wirklich beten, sind es auch, die einen innigen Wandel mit Gott führen, Seine Kraft besitzen und im Leben am meisten erfolgreich sind.

Natürliche Fähigkeiten und Verständniskräfte vermögen den Mangel an Geistlichkeit nie zu ersetzen. Wenn du nicht geistlich rührig bist, so bist du nur von wenig Nutzen für Gott. Um geistlich zu sein, will ich jedoch nicht gesagt haben, daß solche am meisten beten, die die meisten Worte machen und am längsten auf ihren Knieen liegen, denn einige vermögen in einer Stunde ein wirksameres Gebet zu Gott emporzusenden als andere in zwei oder drei Stunden.

Viele lassen die Tür offen, wenn sie ins Gebet gehen. Ein Gebet, das die Seele nähren soll, muß hinter verschlossenen Türen emporgesandt werden. „Wenn aber du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließ die Tür zu und bete zu deinem Vater im Verborgnen; und dein Vater, der in das Verborgne siehet, wird dir's vergelten öffentlich."

Gott ist im Verborgenen; Er ist der Welt verborgen, und die Welt sieht und kennt Ihn nicht. Deine Gebete werden nicht zu Gott emporsteigen, wenn du die Welt nicht ausschließt. Die Tür zu schließen aber bedeutet mehr, als nur die Tür deines Kämmerleins zu schließen. Viele mögen in ihr Kämmerlein gehen, die Tür hinter sich schließen und doch die Welt im Herzen und im Gedanken haben. Solche haben, im wahren Sinne des Wortes gesprochen, die Tür nicht geschlossen.

Auch in der öffentlichen Versammlung mußt du in dein Kämmerlein gehen und die Tür schließen, oder dein Gebet wird bei Gott kein Gehör finden. Dein Herz muß mit dem Herzen Gottes reden. Wenn auch die Versammelten deine Worte hören, so ist ihnen doch das eigentliche Geheimnis nicht offenbar. Dies ist ein Geheimnis zwischen deinem Herzen und dem HerzenGottes. Du vermagst deine eigenen Worte kaum zu hören, denn du vernimmst mehr die Stimme deines eigenen Herzens. In einem solchen Gebet liegt ein reicher Segen und eine Freude, die man mit Worten nicht erklären kann. Solche Gebete nähren die Seele aus dem göttlichen Leben und heben uns in das Reich wahren Lichtes und wahrer Glückseligkeit. Dank sei Gott für das herrliche Vorrecht des verborgenen Gebets im Umgange mit Ihm! O ihr Lieben, wenn ihr betet, so geht in euer Kämmerlein und sehet wohl zu, daß ihr hinter euch die Tür fest verschließt.

Ev. Bos.

Wieder daheim.

(Rosthern, Sask., den 26. August 1915.)

Die letzte Nacht im eignen Heim,
Und morgen heißt es: Scheiden.
Wie lieb war mir der traute Raum,
Ich fühl, als möcht' ich weinen.

Nicht immer Freude, nein auch Leid
Traf uns in diesem Lande;
Das Schicksal ja nicht immer streut
Nur Blumen auf die Pfade.

Was es uns weiter bringen wird,
Hält Gott für uns verborgen,
Doch wenn wir trauen dem treuen Hirt'
Wird er für alles Sorgen.

Er führet seine Schäflein all
Gar wunderbare Wege,
Und wenn es kommet wo zum Fall
Auf dem oft rauhen Stege,

Dann ruft der Hirt und geht voran;
Sein Schäflein wird er schützen.
Zum Himmel führt die steile Bahn
Durch Nacht und Felsenriffe.

Drum nehm' ich mutig auf den Stab,
Den mir der Heiland bietet.
Und wenn es geht bergauf, bergab,
Soll es mich nicht verdrießen.

Ein Ziel, es leuchtet in der Fern'
In wunderbarer Klarheit!
Wer dort darf landen bei dem Herrn,
Braucht nicht mehr weiter wandern.

Ich denke mir, daß die Gefühle meiner Kinder so demähnlich müssen gewesen sein, als sie sich den letzten Abend in ihrem lieblichen Heim niederlegten. Von Blumen und Orangenbäumen umgeben, die schönen, hohen Berge nicht fern, von deren Spitze ich allabendlich vor dem Schlafengehen ein Licht leuchten sah. Oft stand

ich am Fenster meines Zimmers und schaute hinüber zu den Bergen. Es ist ein schöner Ort, das liebe Altadina, dem meine Kinder Lebewohl sagten.

Heb auf den Blick zu jenen Bergen,
Von dannen Hilfe kommen muß.
Es leuchten dort ja schon die Sterne,
Die dir verkünden Himmelslust.
Was meint die Welt und ihre Freude?
Vergänglichkeit ist Weltenbrauch.
Doch auch nicht immer währen Leiden,
Sie enden mit dem ird'schen Lauf.

Zum Sentimentalwerden ist hier in Amerika zu wenig Zeit, wo eins das andere vorwärts treibt, so daß der Mensch nur zusehen muß, daß er mitkommt. Ich glaube, die Uebermüdung des Körpers half auch hier über des Abschieds Weh hinweg.

Den 7. August traten wir, nachdem einige Tage schwerer Arbeit mit Packen und Ordnen aller Angelegenheiten vergangen waren, unsere Reise nach Canada an. Nachdem wir unsere letzte Mahlzeit bei unsern Freunden H. Abrams genossen und von ihnen einen herzlichen Abschied genommen, brachte uns ein Auto bis Los Angeles Depot. Daselbst erwarteten uns noch einige Freunde, J. Schmidts, Mr Dück und Schilling waren gekommen, um uns den letzten Abschiedsgruß nachzuwinken. Infolge ihres Kommens vermehrte sich unser Handgepäck dermaßen an Paketen und Päckchen, daß wir nur zusehen mußten, alles unterzubringen. Doch mit wunderbarer Geschwindheit wanderte eine Papierhülle nach der andern während der Reise zum Fenster hinaus, denn der Inhalt derselben verschwand nur zu schnell wie Butter in der Sonne. Habt Dank, liebe Freunde, für eure Fürsorge. Gott vergelt's! Uns wurde soviel Obst gebracht zum mitnehmen auf der Reise, daß wir nicht die Hälfte konnten unterbringen. Ich wünschte nur, ich hätte die schönen Pflaumen, Apfelsinen u. Pfirsiche jetzt hier, die wir dort mußten stehen lassen; sie würden uns munden.

Uhr 5 Abends fuhren wir von Los Angeles ab. Der Zeitraum meines Weilens in dem sonnigen California hat seinen Abschluß gefunden, und wieder muß ich sagen: es ist gewesen, es ist vorbei! wie ich es schon oft im Leben habe sagen müssen.

Lebt wohl, lebt wohl! Nun heißt es
scheiden
Von Freunden, die man kaum erst fand.
Es ist ein Grüßen und sich Meiden
In diesem unvollkomm'nen Land,
Hier auf des Lebens Pilgerreise
Zieht man umher, bald hier, bald dort.
Zum recht von Herzen heimisch werden
Fehlt immer noch der rechte Ort.

Die Blumen, die so schön zu schauen,
Sie welken schon nach kurzer Zeit;
Das Hüttlein, das man sich darf bauen,
Zeugt auch nur von Vergänglichkeit.

Doch ist es ein Gefühl der Wonne,
Wenn Liebe man wo läßt zurück;
In Freundschaft ist so gut sich sonnen,
Es kläret oft den trüben Blick.

Nachdem wir uns dem Raume und den Umständen gemäß eingerichtet hatten, senkte sich bald die Nacht herab. Der Schlaf ist ja, wie bekannt, ein Freund der Müden, und auch uns hüllte er bald in süßen Schlummer.

Am andern Morgen kamen wir nach Oakland. Mein Sohn fand auch gleich in der Nähe des Depots passende Zimmer, da wir uns bis zum nächsten Tage dort aufhalten wollten.

Nachdem wir unsere Mahlzeit genommen, fuhr mein Sohn und ich hinüber nach San Francisco, zum Ausstellungsplatz. Wie schade, daß wir uns daselbst nicht einige Tage aufhalten konnten; aber die Zeit erlaubte es nicht. Da uns nur Stunden zur Verfügung standen, konnten wir uns somehr nur die Anlagen und das Aeußere der palastartigen Gebäude ansehen. Nur den canadischen Pavillon und den der höhern Kunst gingen wir durch. Es ist wunderbar, was Menschenverstand und -hände alles fertig bringen. Die breiten Kolonaden mit den mächtigen Säulen, es sieht großartig. Am schönsten war es abends, als die Scheinwerfer mit dem magischen Licht alles beleuchteten und die tausende und tausende Gaslichter aufflammten. Man muß es gesehen haben, beschreiben läßt es sich nicht, wie wunderbar alles aussieht.

Als wir zurück nach Oakland kamen, war die Uhr 12. Recht müde legten wir uns zur Ruhe. Montag früh fuhr mein Sohn mit seiner Frau zum Ausstellungsplatz hinaus. Ich blieb bei den Kleinen. Als sie zurückkamen, mußten wir uns beeilen, um unsern Zug zu bekommen, der halb zwei Uhr abgehen sollte.

In Portland, wo wir umsteigen mußten, kamen wir 10 Uhr abends an. Nach einer Stunde Aufenthalt brauste der Zug in die Nacht hinein. Da die Wagen nicht allzusehr überfüllt waren, bekamen wir alle einigermaßen Plätze zur Nachtruhe.

Den 11. August, morgens früh 6 Uhr kamen wir in Seattle an. Nachdem wir von uns und besonders von den Kindern etwas den Eisenbahnruß entfernt hatten, gingen wir in zwei Partien Frühstück essen. Leider verspäteten wir das Schiff, welches wir morgens nehmen wollten, und mußten daher bis abends elf Uhr warten, blieben aber schon mit den Kindern im Wartersaal, welcher in einem mächtigen Gebäude ist, das auf dem Meere erbaut ist. Von drei Seiten schaut man durch große Glasscheiben auf das Wasser hinaus. Eine wundervolle Aussicht bot sich meinen Blicken.

Meine Reisegesellschafter hatten sich alle niedergelegt zu einem Schläfchen. Die erquickende Ruhe, die mich umgab, versetzte mich fast in eine Sonntagsstimmung nach den letztvergangenen, unruhigen Tagen. Die Meeresfläche lag spiegelglatt u. unbeweglich vor mir. Schiffe gehen ab u. kommen an, lassen die Anker fallen dicht vor meinemFenster, da ich saß (an der Landungsbrücke.) Sonst Ruhe und Stille. Vor mir das weite, weite blaue Meer, welches sich in unabsehbare Ferne ausdehnt. Die Möven eilen so flüchtig über die Wasserfläche und nehmen dann ihren Flug in die Weite.

Um 10 Uhr abends gingen wir auf das Schiff „Princeß Charlotte", um 11 Uhr lichtete es die Anker, und leise glitt es über die glatte Wasserfläche dahin. Wunderschön war der Anblick der hellerleuchteten Stadt, als das Schiff sich immer weiter vom Strand entfernte.

8 Uhr morgens kamen wir in Vancouver an, wo wir das Schiff verließen und canadischen Boden betraten. Im Zollamt hatten wir keine Schwierigkeiten. Nach den Legitimationspapieren wurde gar nicht gefragt. Wir gingen gleich nach dem Depot und 9 Uhr fuhren wir weiter der Heimat zu.

Sonnabend 4 Uhr nachmittag trafen wir in Saskatoon ein, bis wo unser Ticket war. Daselbst erwarteten uns zwei Autos. Deren Besitzer, Mr. Friesen und Mr. Born aus dem Städtchen Hague, dem Bestimmungsort meiner Kinder, waren so freundlich, uns von da abzuholen. Und nach anderthalbstündiger Fahrt per Auto waren wir bei ihnen zuhause.

Gott sei Lob und Dank für die glückliche Reise ,die wir hatten. Er hat uns vor allem Unfall bewahrt und wohlbehalten heimgebracht.

Sonntag früh überraschten uns meine Kinder P. Epps, welche mit ihren Geschwistern J. E. kamen, uns zu begrüßen. Wir wohnten alle zusammen dem Gottesdienst bei, den mein Sohn zum erstenmal wieder auf dem alten Platze hielt, den er vor drei Jahren und vier Monaten verließ. Gott möge seinen Eingang segnen, daß seine Arbeit Frucht trage für die Ewigkeit!

Dann brachten uns die Freunde G. Klassens bis Rosthern zu meinem Heim, wo meine andern Kinder Peters und W. Rempels auf uns warteten. Ich habe meine Kinder alle wiedersehen dürfen nach fünfmonatlicher Abwesenheit; alles war wohl und gesund, Gott sei Dank. Sie konnten sich leider nicht lange aufhalten, da sie in der Ernte sind, sondern mußten schon nach einigen Stunden Beisammenseins wieder heim, und ich blieb allein mit meiner kleinen Anna in meinen stillen Räumen.

Nimm, Herr Jesu, meine Hände,
Führe du mich ganz allein,
Alles mir zum Guten wende,
Was mir machen könnte Pein.

Komm mit mir in meine Räume,
Die so einsam sind und still.
Sei du meines Herzens Freude,
Wenn ich matt und traurig fühl'!

Es gibt so vieles im Leben, das man erst selbst muß erfahren haben, ehe man es mit dem Nächsten mitfühlen kann.

Ich muß fast fürchten, daß ich in meinem Bericht zu ausführlich gewesen bin, kann es jetzt aber schon nicht mehr ändern und bitte, damit so vorlieb zu nehmen. Einen Gruß aus der Ferne sendet Euch alle, die meiner gedenken,

Katharina Dyck (Bahnman).

Die Erinnerung.

Den Segen der Erinnerung
Gab Gott uns auch aus Gnaden.
Sie ist von unserm Eigentum
Eine der schönsten Gaben.
Man wendet rückwärts gern den Blick —
Erinnerung ist auch ein Glück.

Oft ist's mit Wehmut zwar gepaart
Um das, was du gewesen;
Denn wo man Jahre drauf geharrt,
Wonach das Herz sich sehnet —
Wie bald blickt man darauf zurück;
Doch bleibt Erinnrung noch ein Glück.

Man findet Freunde hier und dort,
Mit die uns Lieb' verbindet.
Wie öd' und leer war doch der Ort,
Wo man nicht Kränze windet,
Die man um treue Freundschaft schlingt.
Erinnrung beut uns auch ein Glück.

Weil ohne Rast die Zeit eilt hin,
Pflückt Rosen zu den Kränzen!
Was man versäumt im Augenblick,
Kann nichts uns je ersetzen.
Wie gern blickt man auf das zurück,
Wo die Erinnrung ist ein Glück.

Und wenn sich dann das Alter nah't,
Wo's stiller wird im Raume,
Und blickt zurück auf einen Pfad,
Voll Sturm und Windgebrause:
Dann denkt man auch, was uns entzückt:
Erinnrung ist und bleibt ein Glück.

Im Rückblick auf die Stunden in Los Angeles im Park, den 1. August 1915.

Kath. Dyck (Bahnmann).

Vereinigte Staaten

California.

1924 Fresno Str. Fresno, California, den 5. August 1915. Herrn Aron G. Sawatzky, Aberdeen, Saskatchewan. Werter Freund! Ihren Brief vom 9. vorigen Monats erhielt ich seinerzeit. Ich danke Ihnen für die Anerkennung, die Sie meinem Eingesandt in der Rundschau zollen. Es war mir wirklich eine Freude, einen so offenen Ausspruch von einem Manne zu erhalten, der nicht nur, seinem Brief nach zu urteilen, eine gute Bildung besitzt, sondern auch Erfahrung als Farmer hat.

Wie Sie wohl wissen, wohnen in und um Reedley herum an 200 Familien Mennoniten. Reedley liegt 23 Meilen südöstlich von hier. Die Miller & Lux Länder liegen 25 bis 30 Meilen nordwestlich von Fresno. Daß Leute von California schon zurück nach Canada gegangen sind, ist ja so; aber die Gründe, welche solche Leute gewöhnlich angeben, warum sie zurück gehen, treffen in der Regel nicht zu. Daß es hier nur für Reiche ist, solche Behauptung kommt daher, daß auch schon von Canada einige in kurzer Zeit Reichgewordene die Winter in Long Beach, Süd California, zugebracht haben. Long Beach ist ein Badeort im Winter und im Sommer; aber dort suchen Leute kein Land. Dort sammeln sich die Leute, die Ruhe oder Abwechslung haben wollen. Um dorthin zu kommen, reisen alle aus dem Norden Kommende durch das Sacramento- und San Joaqin-Tal meistens bei Nacht. Diese zwei Täler haben eine Länge von 500 Meilen und eine Durchschnittsbreite von ungefähr 75 Meilen. Der größte Teil dieser Strecke wird noch immer mit Getreide, meistens Weizen und Gerste bestellt und gibt gute Erträge ohne Bewässerung. Solche Farmen, wenn man 3000 bis 5000 Acres auf einmal kauft, sind von $50.00 bis $65.00. per Acre zu kaufen.

Ich weiß von 1120 Acres, die nahe an Madera liegen, die für $75.00 per Acre kürzlich ausgeboten wurden, und 3000 Acres zu $65.00. Auf all diesem Lande ist künstliche Bewässerung durch Pumping Plants möglich. Das Wasser liegt nur von 10 bis 30 Fuß tief. Die Brunnen sind 12 Zoll im Durchmesser, aber 70 bis 90 Fuß tief. Da es hier in Amerika nicht möglich scheint, daß eine Anzahl zusammengehen, ein größeres Stück Land zu kaufen und unter sich zu verteilen, so würdet Ihr am besten fahren, wenn Ihr von einer Gesellschaft wie Miller & Lux kauft.

Freilich, jemand Rat erteilen, wenn er keine Mittel hat, das ist nicht so leicht. Wie ich schon oft betont habe: wenn man nur wenig Geld hat, sollte man nicht zuviel Land kaufen. Wenn jemand von $1,500 bis $2,000 herbringt, und dann vier solche anschließend jeder 10 Acres kaufen, so daß sie gemeinschaftlich einen Pumping Plant (Pumpen-Anlage) haben, dann dürfen sie einen leichten sorgenfreien Anfang haben und ganz sicher sein, daß sie darauf nicht nur ein „anständiges" Auskommen haben würden, sondern jedes Jahr noch etwas überbauern.

Ich finde es so schwer, Weizenfarmer zu interessieren, wenn ich von 10 Acre-Farmen spreche. Aber wer es müde ist, überhaupt in Canada, in der Kälte zu wohnen, der rechne doch einmal, und er wird finden, daß gerade in California sich eine Gelegenheit bietet für den Wenigbemittelten, die sich nirgends im Norden und Osten so gut bietet. Auf's Allerwenigste kann man auf einem Acre Alfalfa eine gute Kuh halten, sowie das Kalb und vier Ferkel. Die Kuh bringt in Rahm, der von der Creamery abgeholt wird, $70.00 bis $80.00 das Jahr. Das Kalb und vier Ferkel hinter jeder Kuh bekommen die abgerahmte Milch und bekommen als Futter auch nur Alfalfa (die Ferkel auch etwas Gerstenschrot). Fett gemacht werden die Schweine, indem man sie etwa sechs Wochen ehe man sie zum Markt bringt Gerstenschrot füttert. Junge

Milchkühe, beste Sorte Holstein, preisen $75 bis $90, wenn sie das erste Kalb bringen. Wenn so ein Kalb ein Jahr alt ist, sollte es also billig sein zu $50.00; wollen es aber nur zu $25.00 ansetzen. Die vier Schweine sollten wert sein, ehe sie gemästet werden $15.00 das Stück, aber wollen nur $10.00 sagen.

Wenn der Rahm nun auch nur	$70.00
das Kalb	$25.00
die Schweine	$40.00

bringen, hat man auf jede Kuh $135.00 Einnahme. Sät man nun acht Acres in Alfalfa und hält acht Kühe, so gibt das $1080. Die zwei Acres bleiben für Hof, Gemüse- und Obstgarten und ein Hock für 50 bis 100 Hühner, und ein guter Teil der Haushaltekosten sind gedeckt. Unkosten würden oder sind nur wenig, da die Alfalfa, wenn einmal gesät, jahrelang vorhält. Ein Mann hat da nicht noch viel Zeit, sich Nebenbeschäftigung zu suchen oder auf Arbeit zu gehen und noch ein paar hundert Dollar nebenbei zu verdienen.

Sollte jemand meine obige Summe streitig machen, so wollen wir die Summe noch einmal auf die Hälfte teilen. Wo ist denn in Canada ein Weizenfarmer, der durchschnittlich von 160 Acres jährlich rein überbauert $500.00? Und das können sie auch nicht in Oregon tun, es sei denn sie kaufen einen $400.00 der Acre Pflaumengarten. Doch ehe ich in der Nässe acht Monate im Jahr zubrächte, wollte ich lieber im schönen California sein.

Eine Pumping Plant, die genügend Wasser wirft für 40 Acres, und der Brunnen mit Pumpinghaus dürfte nicht über $800.00 kommen. Also wenn zwei zusammen gehen, jeder $400.00
20 Acres zu $115. macht $2,300.

Davon ein Fünftel baar, d. i.	$460.00
Zinsen nach einem Jahr an $1840.00 zu 6%	$110.40
Holz zum Wohnhaus und Stall	$350.00
Zwei Pferde	$200.00
2 Kühe	$200.00
Schweine	$25.00
Hühner-Fenze, Scraper, Wagon, Geschirr u.s.w.	$100.00
Groceries und dgl.	$100.00
Hühner	$25.00
Summa	$1970.40

Obiges ist eine Rechnung wie sie sich im ersten Jahr gestalten würde. Wer also $2000.00 herbringt, der kann sich auch auf 20 Acres einrichten und sicher gehen.

Zu viele kommen nach California, lassen sich von den Prachtgärten verblenden und ehe sie es recht selber wissen haben sie sich mehr eingerührt, als sie ausessen können oder besser, verdauen können. Solchen Leuten kommt dann gewöhnlich das Heimweh an, und für die Krankheit ist keine Medizin gewachsen. Ich finde aber, daß solche Leute sich fast nie selbst die Schuld geben; irgend sonst jemand ist schuld, nur sie nicht. Gewöhnlich hat aber der Landagent schuld und daher die heuchlerische Warnung vor den „Landagenten", die so oft in unsern Mennoniten-Blättern erscheint.

Es wird Sie interessieren, daß Kornelius G. Neufeld, der in Ufa oder besser in Dawlekanowo einer Fortbildungsschule vorgestanden, auf unserm Lande angesiedelt ist. Sein Bruder Gerhard wäre schon hier, wenn der Krieg ihn nicht verhindert hätte. Ich gab ihm einige Ihrer „S. Bote", und er erinnerte sich Ihrer sehr wohl. Vielleicht haben Sie von ihm auch schon gehört oder gelesen? Ein Herr Franz Regehr, der seinerzeit mit noch einem Herrn Reimer in Rußland die Barnaul Ansiedlung in Sibirien gründen half, wohnt schon seit vier Jahren bei Reedley. Dort wohnt auch der gewesene Centralschul - Lehrer Wilhelm Neufeld von Halbstadt, Rußland. Letzterer hat vorige Woche einen Brief von Abr. Kröker, Herausgeber der Friedensstimme, erhalten. Er schreibt, daß sie wirklich alle das Land in Rußland los werden, und will wissen, ob sich für sie hier eine Gelegenheit bietet. Beide, Neufeld und Regehr, haben unser Miller & Lux Land besehen, u. es ist wohl keine Firma in Amerika so groß und finanziell so stark und eignen so viel Land, als Miller & Lux. Auf ihrem Lande allein hätte unser ganzes Volk, das noch in Rußland ist, Raum. Es sollen gleich Schritte getan werden, um unsern Leuten hier Raum zu schaffen, und zwar wird man die Bedingungen so stellen, daß für sie alle sich hier eine Gelegenheit bieten wird, wieder zu einem eigenen Heim zu kommen.

Was denken Sie nun, könnten Sie nicht bald her kommen, nicht nur um das Land zu sehen, sondern auch um etwas für die Sache der Brüder in Rußland zu tun? Wenn unser Volk schon in Südrußland die schönsten Kolonien in Europa besitzt oder durch Fleiß gegründet hat, was würden die erst in California unter so günstigen klimatischen Verhältnissen in wenigen Jahren aufzuweisen haben!

Es gibt Leute, die nehmen Anstoß an meine Bemerkung, daß man nur Sträflinge in **Canada auf dem** Lande ansiedel solle. Wer aber die Geschichte der ersten Ansiedlung auf der sogenannten Ostreserve bei Steinbach kennt, der weiß, daß unsere Leute dort schrecklich betrogen wurden. Und die Strapazen und das Elend in welches unsere Leute dort hineingerieten, hatten sie gewiß nicht verdient. Wenn es jetzt besser geworden ist, so hat es doch viele Jahre harte Arbeit (Sträflingsarbeit) genommen, um aus dem Sumpf eine Kolonie zu bilden. Die meisten der ersten Ansiedler sind in dem Kampf ums Dasein dort vor der Zeit gestorben. Und im Nordwesten hat es nicht viel besser gegangen. In allem Ernst, es ist wirklich zu schade, daß unser Volk seiner Zeit nicht bessere, intelligentere Führer hatte; ich meine besonders die von der Alten Kolonie und Bergthal, Rußland. Die Molotschnaer fuhren darin besser. Sie hatten aber auch meistens Führer, die bessere Schulen gehabt und auch mehr Weltkenntnisse hatten. Nebraska und Kansas war für jene Zeit und Umstände die beste Wahl. Wie bedauere ich es, daß wir einmal nach dem kalten Minnesota und später nach dem **kältern Canada verschlagen** wurde und dort 23 **Jahre zugebracht** haben.

Doch der Brief wird zu lang. Ich möchte gern mit Ihnen persönlich sprechen und auch mit Herrn Lepp. Von letzterem habe ich noch keinen Brief seit ich ihm antwortete. Wenn möglich, kommt beide her. Ich reise in einigen Tagen nach Ritzville, Washington, wo ich bis Ende dieses Monats zu bleiben gedenke. Dort wird jetzt eine der größten Weizenernten (von 30 bis 45 Buschel vom Acre, wie man mir schreibt) eingeheimst. Ich habe dort noch über 2000 Acres, wovon die Hälfte in Weizen ist. Vielleicht können Sie dort so abreisen, daß wir von Washington zusammen reisen könnten. Sie können das Vielleicht tun, wenn Sie über Medicine Hats und Spokane Ihr Ticket lösen. Schreiben Sie mir nach Ritzville, Wash. — Achtungsvoll,

Julius Siemens.

Kansas.

Inman, Kansas, den 1. September 1915. Lieber Editor! Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei auch mit euch dort, welche wir auch empfinden, denn was ist es anderes als Gnade, daß wir noch da sind? Oder, was anders wird's wohl sein als Gnade, wenn man erst wird eingegangen sein zur Ruhe der Seligen? Mir geht es oft so, daß ich nicht weiß, wie man das mit gutem Gewissen soll sagen können: „Ich habe nur getan, was zu tun ich schuldig war"; denn wenn man zurückblickt, wie

viel hat man dann versäumt, oder, wenn man in die Zukunft blickt, wie viel ist da für unsern Jesum zu tun. Einer kommt es nicht nach. Darum brauchen wir immer wieder neue Gnade. O wie ist es doch so schön in der Nachfolge Jesu! Es gibt da so manche seligen Erfahrungen, wofür wir hohe Ursache finden werden, ihm zu danken, schon hier, vielmehr aber dort.

Wir hatten eine Tochter vom 5. April. Sie starb aber nach drei Tagen. Man kann die Liebesabsichten unsers Heilandes nicht immer gut verstehen, doch, daß er es gut mit uns vorhat, das wissen wir. Es ist gut geborgen vor so manchem, das uns hier auf dieser sehr bewegten Welt noch begegnen kann.

Der Gesundheitszustand ist ziemlich gut, soviel ich weiß, außer Onkel Heinrich Wiens ist wieder schlechter geworden. Letzte Woche war Begräbnis in unserer Kirche. Es war Abr. Töwsen ihr Söhnchen von mehreren Tagen alt. Onkel Heinrich Töwsen gedenken heute abzufahren nach verschiedenen Gegenden, wie Colorado, California, Oregon u. s. w. Glück zu ihrer Reise!

Wir haben hier viel Regen gehabt, so daß es das Pflügen aufhielt. Jetzt fängt's schon wieder an zu gehen. Die Dreschmaschinen fangen schon wieder an zu summen. Heumachen ist an der Zeit; es gibt sehr viel dieses Jahr. Die Sammenstengel sind höher als die Pferde. Mancherlei Arbeit ist sehr zusammengeschoben durch den Regen. Es stehen auch noch Schocks. Es sieht jetzt aber nach schönem Wetter aus. Schließe mit einem „Lebewohl im Herrn!"

J. T. und Anna Pauls.

Montana.

Chinook, Montana, den 2. September 1915. Werte Rundschau! Da von hier selten etwas in der Rundschau erscheint, so greife ich zur Feder und schreibe einige Notizen nieder.

Auf Mittwoch-Donnerstag nacht erhielten wir einen Regen, der auch sehr passend kommt für das Corn und Wintergetreide, das bereits gesät worden ist. Zum Dreschen paßt der Regen nicht. In diesem Bezirk wird jetzt sehr gedroschen, jedoch heute nicht. Die Ernteerträge sind vortrefflich gut. Joh. Friesen hat von einem Feld Makaroni-Weizen 30 Buschel vom Acre gedroschen, vom übrigen 28 Buschel; Gerste 46 und Hafer 41, Flachs 20 Buschel vom Acre. Leo Bartel hat 27 Buschel Winterweizen vom Acre bekommen. Der Roggenertrag ist 17 bis 30 Buschel: H. Unruh hat 30 Buschel bekommen.

Geschw. P. A. Friesens kamen hier Mittwoch an. Heute hielt er uns abends noch eine Ansprache. Von hier begaben sie sich auf ihre lange Reise nach Nord-India. Wegen dem Kriege haben sie sich hier in Amerika länger aufgehalten als sie geplant hatten. Also Dienstag besteigen sie das Schiff in Seattle, Wash.

Hein Penners aus Minnesota verweilen hier bei ihren Söhnen seit anfangs Julimonat und sind ihnen behilflich gewesen während der Erntezeit.

In diesem Herbst wird noch viel gebaut werden, denn ein mancher hat sich in der Not sehr knapp beholfen. Ja, wie schwer ist es doch, ohne Geld vorwärts zu kommen. Hat man seine prachtvollen Getreidefelder nicht eingezäunt, dann muß man Pferde hüten (nicht seine eigenen.). Von einem Fall ist zu berichten, in welchem ein Mann sein Getreide eingefenzt hatte und dann seine Pferden den Willen ließ. Sein Nachbar mußte deshalb zwei Wochen lang Tag und Nacht sein Hirte sein. Solches ist nicht gut. Auf einer neuen Ansiedlung zeigt es sich bald, welcher Gesinnung jemand ist. Mit besten Grüßen,

H. G. Wall.

Canada.

Saskatchewan.

Wymark, Saskatchewan, den 25. August 1915. Werter Editor und Leser! Weil ich in der lieben Rundschau bemerke, daß Sie nicht überflüssig Berichte an Hand haben, so möchte ich wohl ein klein wenig Raum darin beanspruchen, um unseren Freunden, die weit zerstreut wohnen, ein Lebenszeichen zu geben Das Briefschreiben fällt uns schwer, und geschieht deshalb auch nur selten.

Also komme ich das erste zu dir, lieber Schwager Isaak Günther, Riverthal, Saskatchewan. Den Gruß von euch, habe ich seinerzeit richtig erhalten und erwidere ihn hiermit auf das freundlichste, und berichte euch auch, daß wir so nach alter Art gesund sind. Wir sind hier jetzt sehr mit der Ernte beschäftigt, d. h. andere Leute, denn wir beschäftigen uns nicht mehr damit, aber weil die Arbeiter so sehr teuer sind, hat mein Mann sich übernommen, bei den Kindern, mit denen wir zusammen wohnen, mit dem Binder zu mähen. Es gibt eine sehr schöne Ernte dies Jahr; Getreide und auch die Kartoffeln, sowie alle Wurzelfrüchte sind schön geraten. Schreibt uns auch bald einmal wieder.

Nun noch an Jakob Martens, Reinland. Wir lesen deine Berichte mit großem Interesse, haben den Bericht von der David Schmitsche auch gelesen. Auch Schmit ist hiermit auf's freundlichste gegrüßt, sowie alle andern, die sich unser noch erinnern. Wir haben auch den russischen Brief mit großem Interesse gelesen. Von Rußland bekommt man nicht viel zu hören, außer vom Krieg, das uns so schrecklich vorkommt. Sogar die Mennoniten müssen helfen, sowie jener Siemens geschrieben hat. Gott gebe, daß es damit doch bald ein Ende gebe, das wünschen wir und viele andere.

Nun möchte ich noch gerne wissen, ob Maria Neufeld, Lost River, Saskatchewan, nicht mehr die Rundschau liest, denn ich finde keine Berichte mehr von ihr. (Eine Maria Neufeld haben wir gerade nicht auf der Liste, aber verschiedene Neufelds mit andern Vornamen. Wahrscheinlich ist sie unter diesen zu suchen. Ed.) Bitte, liebe Freundin, laß mal etwas von dir hören oder schreibe mir persönlich einen Brief, das wäre mir noch lieber. Meine Adresse ist: Jakob J. Dück, Schönfeld, Wymark, Saskatchewan. Ihr bekommt vielleicht auch einmal etwas Geschriebenes von Rußland. Schickt es dem Editor, der nimmt es gern auf, und wir interessieren uns sehr dafür. Noch einen herzlichen Gruß an alle, die sich etwas von diesem schlecht und unvollkommen geschriebenen Bericht annehmen.

Frau Dueck.

Saskatchewan.

Main Centre, Saskatchewan, den 28. August 1915. Lieber Fr. Wiens! Wir sind hier vom 15. August an etwa in der drocken Erntearbeit begriffen. Der Ausfall der Ernte kann ein guter genannt werden, d. h. wo das Land noch rein und unter guter Verfassung ist. Wir haben gegenwärtig ideales Wetter. Es sind etwa 20 Grad nach Reamur und darüber. Gegenwärtig fangen die Nächte an kühler zu werden. Das ist sehr passend, denn wenn man am Tage tüchtig geschwitzt hat, dann will man nachts auch schön schlafen.

Es wäre zu wünschen, daß P. Kröker im Peace River Gebiet ein passendes Stück Land gefunden haben möchte; denn manchem dürfte es sehr passend sein, wenn nach Ablauf des Krieges eine Einwanderung aus Europa sollte stattfinden, zu finden, daß hier schon vorgearbeitet ist. Aber auch

andere von hier, die nach einer passenden Heimat suchen, dürften solches mit Freuden begrüßen, und es wäre wünschenswert, wenn Freund Kröker eine eingehende Beschreibung seines Befundes den Lesern der Rundschau unterbreiten würde.

Gar mancher wartet noch auf ein passendes Angebot, um für seine erwachsenen Söhne Land zu finden. Drum Freundchen, nimm die Feder und berichte uns von deiner Landsuche. Vergiß auch nicht zu erwähnen, wie weit es bis zur nächsten Bahnverbindung ist, ob da ein schiffbarer Fluß ist; vom Holzbestand und Graswuchs. Ob dort schon Ansiedler sind; wie tief das Trinkwasser und ob es für alle Zwecke gut zu brauchen ist. Bist ja ein guter Schreiber, also nur drauflos. Wie ich durch Br. Unger, Main Centre hörte, soll dort noch tüchtig Strauch im Boden stehen. Wie dasselbe aber auszuroden ist, vergiß nicht zu erwähnen. Bitte dreist alles mitzuteilen, besonders die Schattenseiten, Lichtseiten findet man ja schon ganz leicht, wenn welche da sind. Ob da noch Heimstätten zu vergeben sind?

Hier gedenkt Nachbar Peter Schulz in dieser Woche mit dem Dreschen zu beginnen. Auch sehr schön, denn es darf eine ziemliche Zeit nehmen, alles auszudreschen. N. P. W. Harder ist mit seiner Maschine schon vom Hofe hinaus. Er hat die Richtung nach der Stadt Herbert genommen u. gedenkt bei einem Engländer Milton Homes anzufangen mit dem Aehren Ausrubbeln.

Hier ist eine ganz noble Bewegung in die Wege geleitet worden. Man beabsichtigt nichts geringeres, als ein von der Regierung unterstütztes, richtigeres Wirtschaftswesen zu organisieren, welches man denn auch Farmer-Genossenschaftsbildung nennt. Ob es gelingen wird? Wollen die Zeit abwarten! Wünschenswert wäre es schon, wenn einmal die gegenwärtige Welt in bessere Bahnen geleitet würde. Doch wir hoffen, das Beste kommt in der andern Welt. Hier sind eitel Dornen und Disteln. Hin und her wohl auch mal eine einsame Rose — Mit Dornen darunter.

Ob Onkel Joh. Wiebe, Burwalde, Man., nicht mal wieder etwas schreiben will? Ich lese seine seltenen Berichte gern. Oder auch Freund Ab. Töws? Laß dich mal los, oder ist er nicht mehr unter den Lebenden? Letzter Bericht sagte, du seiest mal wieder nach einer neuen Dienststelle verzogen. Berichte doch, wohin. In Liebe allen Lesern viel Glück von oben wünschend, verbleibe wie immer,

P. H. Penner.

Heuschreckenstürme in Palästina.

(Aus „Der Bote aus Zion.")

Zu den Heimsuchungen des Krieges ist in Palästina jetzt auch noch die Heuschreckenplage getreten. Seit dem Jahre 1865 haben wir dort solche Massen von Heuschrekken nicht mehr gesehen, wenn auch kleinere Wanderzüge inzwischen wiederholt, z. B. im Jahre 1899, vorgekommen sind.

Schon vor Jahrtausenden erfüllten diese milliardenweise daherziehenden grimmigen Feinde Palästina mit Schrecken. Der Prophet Joel schildert ihren kriegerischen Ansturm in dramatischen Bildern, und man merkt seinen Worten an, daß auch er etwas ähnliches bisher noch nie erlebt hatte. „Höret dies, ihr Aeltesten des Volkes! Merket auf, alle Einwohner des Landes, ob ein solches geschehen sei zu euren Zeiten oder bei eurer Väter Zeiten!" (Joel 1, 2 u. f.) In unzählbaren Scharen kamen damals Wanderheuschrecken, rötliche Tiere, welche etwa Fingerlänge haben und ihre Flügel weit ausbreiten können wie ein Vogel, von Osten über Palästina geflogen. „Ein Tag der Finsternis und Dunkelheit!" so ruft der Prophet aus, „ein Tag des Gewölks und der Wolkennacht! Wie ein Morgenrot auf den Bergen, so ein zahlreich, mächtig Volk! Vor ihm her frißt Feuer, hinter ihm lodert Lohe! Es zeucht herauf in mein Land ein mächtig Volk und ohne Zahl. Das hat Zähne wie Löwen und Backenzähne wie Löwinnen. Es verwüstet meinen Weinberg und streifet meinen Feigenbaum ab, schält ihn, daß seine Zweige weiß dastehen. Sie sind gestaltet wie Rosse und rennen wie Reiter, sie sprengen daher oben auf den Bergen, wie die Wagen rasseln und die Flamme knistert im Stroh, wie ein mächtig Volk, das zum Streite gerüstet ist. Sie laufen wie die Riesen und die Mauern ersteigen sie wie Krieger. Ein jeglicher zieht stracks vor sich daher und säumt sich nicht. Keiner irret den andern. Zwischen Waffen stürzen sie hindurch und brechen den Zug nicht. Sie reiten in der Stadt umher. Auf die Mauern laufen sie und kommen wie ein Dieb durch die Fenster. Vor ihnen erzittert das Land und bebet der Himmel. Sonne und Mond werden finster und verhalten ihren Schein."

Anschaulicher kann man einen solchen Heuschreckensturm nicht beschreiben. Geradeso habe ich es damals im Jahre 1865 gesehen, dieses leicht gefiederte, gefräßige Kriegsheer, welches seine Schwingen über Palästina ausspannte, das Land verwüstete und alles auffraß, selbst die Baumrinden, sodaß nach seinem Abzuge die kahlen, trauernden Bäume dastanden wie abgeschälte Korbweiden. Der Himmel verfinsterte sich. Wir sahen nicht Sonne noch Mond. Das Rauschen und Schwirren und Knistern über unseren Häuptern verkündigte uns fort und fort die Gegenwart des furchtbares Feindes. Die Welt sah aus wie bei einem dichten großflockigen Schneegestöber, nur daß die Luft statt mit Frost mit gluthitze gefüllt war. Eine brausende, unheimlich schwirrende, lebendige Wolke bedeckte Himmel und Sonne, sodaß wir mitten im heißen Sommer des Südens beständig im Schatten lebten. Wie ausrükkende Kriegsheere mit gleißenden Waffen von Erz und kupfernen, strahlenden Schilden sahen sie aus, wenn die Sonne ihre Flügel beschien.

Wie furchtbar aber waren die Bäume zugerichtet! Es war ein Anblick zum Weinen. Vor wenigen Tagen war alles noch in schönster Blüte gewesen und nun weit und breit gräßliche Verwüstung. „Wie Edens Garten das Land vor ihm, und hinter ihm öde Wüste", sagt Joel. Von der Krone bis herab auf die Steine und die Erde wurden die armen Bäume abgefressen, Blätter, Blüten, Früchte, Rinden. Die Gemüsegärten waren im Nu dahin und in Wüste verwandelt. Im Laufe eines Tages war der ganze herrliche Olivenwald von Betschale bei Bethlehem mit seinen hunderttausend Olivenbäumen glatt abgefressen, sodaß die nackten Stämme nur noch die kahlen Aeste traurig von sich streckten. Wohl suchten sich die armen Landesbewohner zu wehren. In den ersten Wochen kämpften sie mit verzweifeltem Eifer Tag und Nacht gegen den Feind, um ihn von ihren Feigen- und Olivenbäumen wegzuscheuchen. Aber allmählich erlahmten die Kräfte, denn alle Anstrengungen waren nutzlos. Immer dichter kamen die Scharen, immer wilder wurde ihre Gefräßigkeit. Bäume und Erde waren schließlich dermaßen mit Heuschrecken bedeckt, daß man den Boden ebensowenig mehr sah wie den Himmel. Einer saß am andern. Wie ein Heer von Soldaten blieben sie in Reih und Glied, und „keiner irrte den andern". Und wenn man Tausende tötete, so kamen dafür Millionen nach. Es lag wohl manchmal ein Stück Galgenhumor mit darin, wenn die Landleute nach allen fruchtlosen Anstrengungen einzelne aus den Milliarden packten, Kopf, Hinterleib und Flügel ausrissen, sie in heißer Asche brieten und dann an der Familien-

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

15. September 1915.

Editorielles.

— Aus Kansas wird berichtet, daß sich auf vielen Stellen Nachtfröste einstellten. Kühle Nächte haben wir in Pennsylvania auch einige gehabt, doch kam es nicht zu Nachtfrösten. Gegenwärtig ist es wieder warm, doch feucht.

— Gott hat die Welt geliebt, darum gab er seinen Sohn zur Erlösung der Welt. Aber die Welt liebt ihn nicht. Christus sagt daß sie sowohl ihn als seinen Vater haßt. Ebenso haßt sie auch die Nachfolger Jesu, weil sie Jesum haßt. Aber wir sollen ihn lieben, weil er uns zuerst geliebt hat, und wie er seine Liebe zu der Welt, welche diese Liebe verschmähte, nicht aufgab, sollen wir auch fortfahren in der Liebe, trotz des Hasses der Welt.

— Niemand kann zwei Herren dienen; entweder er wird einen hassen und den andern lieben; oder einem anhangen und den andern verachten. Auch wir können uns nicht so unter Kontrolle halten, daß uns die Verluste der einen Kriegspartei nicht mehr ans Herz greifen als die der andern. Darum müssen wir, wie auch unsere Regierung, darauf sehen, daß weder wir noch sie uns zu Dienern einer der Parteien machen, außer in dem Sinne, den Leidenden in christlicher Liebe zu dienen. Wenn wir anders tun, werden wir bald inne werden, daß wir in Schwierigkeiten geraten, die wir uns selbst bereitet haben.

— „Die Arbeit ist es, worauf es ankommt, nicht das Geschwätz," sagte ein Arbeitgeber seinen Leuten. Doch man gibt heute recht viel auf Worte, mögen sie die Wahrheit ausdrücken oder nicht, wenn sie nur auf die Menge Eindruck machen. Durch Worte sucht jetzt auch der frühere Präsident Roosevelt sich einen Weg zu den Herzen des amerikanischen Volkes zu bahnen und möglicherweise auch den Weg, zum Präsidentenstuhl zu gelangen, wenn Präsident Wilsons Zeit erst um ist. Ein passendes Thema scheinen ihm die Deutsch-Amerikaner zu bieten, die er als dem Staate und der Menschheit schädlich bezeichnet haben soll. Viele von diesen haben sich in der letzten Zeit auch nicht gerade weise aufgeführt, aber dasselbe muß man von andern, die das Land ihrer Groß- und Urgroßväter längst vergessen haben, auch sagen. Auch Roosevelt hat nicht besonders weise gehandelt, als er sich mit Präsident Taft im Kampf um die Präsidentschaft befand. Vielleicht denkt er, das sein damaliges Betragen aber zum Besten des Landes gedient hat, weil die bessergesinnten Wähler daran Anstoß nahmen und sich von ihm zurückzogen. Hoffen wir, daß auch aus den Verirrungen mancher Deutsch-Amerikaner gegen deren Willen das Gute heraus kommt, daß man unterscheiden lernt zwischen Deutschen und Deutschen.

— Es ist auffallend, wie leicht wir es schon mit Opfern an Menschenleben im Kriege nehmen, wenn es sich nicht um die von uns begünstigte Partei handelt. Als ob der Tod so vieler von den Gegnern unsrer Freunde weniger schrecklich und grausam ist, als wenn es unsere Freunde betrifft. Auch den, der an die Berechtigung des Krieges als Verteidigungsmittel glaubt, muß das massenhafte Hinmorden von Menschen mit Grauen erfüllen, solange er noch nicht dagegen abgestumpft ist; aber leider kommt diese Abstumpfung sehr bald, wenigstens bei denen, die das Hinschlachten nicht mit eigenen Augen sehen, sondern nur davon in den Zeitungen lesen. Aber auch andern, früher als Gottesgerichte angesehenen und die Gemüter auf's höchste aufregenden Ereignissen gegenüber bleiben wir heute verhältnismäßig ruhig. Erdbeben, Sturm und Wasserfluten, wenn unsere Stadt, Dorf oder nächste Umgebung nicht davon betroffen ist, läßt uns fast unberührt. Das häufige Vorkommen derselben hat uns abgestumpft. Was man sich früher gar nicht vorstellen konnte, daß nämlich die Menschen bei den letzten Plagen vor dem Ende der Welt und den Wunderzeichen von denen die Schrift spricht, daß sie geschehen sollen, nicht Buße tun würden, das wird uns heute immer deutlicher: Je mehr sich die Schrecknisse häufen, desto weniger achten die Menschen darauf; desto mehr werden sie verhärtet und der Buße, dem Werk des heiligen Geistes, unzugänglicher.

— Vor einiger Zeit berichteten die Russen, daß in der Bucht von Riga eine große Seeschlacht stattgefunden habe, in welcher das deutsche Schlachtschiff „Moltke", zwei Panzerkreuzer und etliche kleinere Schiffe in den Grund gebohrt und etliche Abteilungen deutscher Landungstruppen vernichtet worden seien. Dies wurde anfangs von den Deutschen und jetzt auch von den Russen als nicht den Tatsachen entsprechend erklärt. Es hat dort überhaupt keine solche Seeschlacht stattgefunden, nur hatten die Deutschen einige alte Schiffe in der Einfahrt zum Hafen versenkt, um diese zu versperren. Doch jetzt wird wieder berichtet, daß sich die Deutschen in der erwähnten Bucht befinden. Auf dem Lande dringen sie immer weiter vor, den sich von einer Stellung zur andern zurückziehenden Russen nach. So darf man wohl von einem Siegeszuge der Deutschen reden, aber doch noch nicht von einem Siegeszuge derselben „durch Rußland" wie manche Zeitungen es in ihres Herzens Ueberschwang bereits nennen. Die Deutschen sind kaum erst aus Polen in das eigentliche Rußland eingedrungen, und jeder Schritt weiter in Rußland hinein bringt sie auch weiter von Deutschland und damit wird die Schwierigkeit, die Armee von daheim aus zu versorgen, immer größer. Dazu kommt noch, daß das dem Feinde abgenommene Gebiet eine Besatzung haben muß, also auch einen Teil der deutschen Kraft festhalten wird. Dennoch soll damit nicht gesagt werden, daß ein Siegeszug durch Rußland ausgeschlossen ist. Wir haben in diesem Kriege bereits Dinge erfahren, die man vorher nicht für möglich gehalten hätte, u. wir müssen uns auf ähnliches auch für die Zukunft gefaßt machen. Hoffen wir, aber, daß der Herr bald die Rute zerbrechen wird, welche die Völker schlägt, „denn sie wissen nicht, was sie tun."

— Der Unterricht in den Schulen hat wieder angefangen, und die schulpflichtige Jugend füllt wieder die Klassenzimmer. Sehr ungleich sind die Gefühle, die die gro-

ßen und kleinen Schüler bewegen. Während einige mit Ungeduld diesem Zeitpunkt entgegensahen, wünschten andere ihn noch in weiter Ferne; während die ersten jetzt am Ziel ihrer Wünsche und Erwartungen stehen, haben die letztern ihrer Auffassung nach mit den Freuden dieses Lebens für ein gutes halbes Jahr gebrochen. Außer diesen beiden Arten von Schülern gibt es noch eine Anzahl, die die Sache nicht so ernst auffaßt, sondern die Dinge so nimmt wie sie eben kommen, wenn sie ihnen auch nicht gerade Geschmack abgewinnen kann.

Am glücklichsten sind die Schüler, die gerne zur Schule gehen, die sich für das, was sie in der Schule lernen sollen, interessieren und die in der Beobachtung der Schulordnung und Schulregeln keine Einschränkung ihrer Freiheit, sondern eine selbstverständliche, ihnen nützliche Uebung sehen. Sie können alle ihre geistigen Kräfte zur Bewältigung der Aufgaben verwenden, während bei andern ein großer Teil dieser Kräfte verbraucht wird bei der Anstrengung, sich in das ihnen widerstrebende fremde Wesen der Schule hineinzufinden. Es ist ein großer Unterschied, ob man eine Arbeit mit Lust und Liebe unternimmt und weiterführt, oder ob man sie nur verrichtet, weil man ihr nicht gut aus dem Wege gehen kann. Schüler, welche kein Interesse für die Schulaufgaben haben, werden bei gleicher Befähigung immer weniger leisten, als solche, die ganz in ihren Aufgaben aufgehen. Es kostet zu viel sein ganzes Denken auf eine Arbeit zusammenzuziehen, wenn man sich für dieselbe nur schwer erwärmen kann. Dagegen wieviel leichter ist es, wenn für das, was gelernt oder geübt werden soll, ein begieriges Gemüt vorhanden ist, welches das Gehörte oder Gelesene gleichsam verschlingt. Auch dann bleibt die Arbeit in der Schule noch schwer, aber sie wird mit freudigem Mut getan und das läßt die Kraft wachsen, statt sie zu verbrauchen.

Die Kinder, ehe sie in das schulpflichtige Alter eintreten und auch noch nachher, haben eigentlich keine Vorstellung davon, welchen Nutzen die Schule ihnen bringen kann, wenn sie tüchtig lernen. Das wissen aber ihre Eltern sehr wohl und sehr oft noch die Eltern am besten, die keine gute Schulbildung erhalten haben. Darum sollten sie ihre Kleinen schon von frühester Kindheit auf so erziehen, daß nicht später in der Schule das Ganze ihres Wesens umgearbeitet werden muß, sondern nur aus den freiern Bahnen des Lebens im elterlichen Hause in die etwas engern der Schule umgelenkt zu werden braucht. Schlimm ist es für Schüler und Lehrer, wenn die erstern schon von daheim die Meinung mitbringen, daß es in der Schule schlecht geht, die Lehrer nicht viel taugen, in der Schule unnütze Dinge gelehrt werden usw. Mit Unwillen wird jede Aufgabe angegriffen und alle Anordnungen des Lehrers, als unnütz und unnötig, nur halb ausgeführt werden. Wenn aber die Kinder gewohnt sind, von der Schule und ihren künftigen Lehrern mit Achtung und Liebe sprechen zu hören, so wird sich die Arbeit in der Schule für Lehrer und Schüler viel leichter und angenehmer gestalten. Das Interesse der Kinder für die Schule zu gewinnen, kann dadurch geschehen, daß die Eltern oder ältere Geschwister sich oft mit ihnen von der Schule unterhalten. Es braucht die Schule ihnen gar nicht so geschildert zu werden, als ob es da nur Freude und Lust gäbe, vielmehr suche man schon von Jugend auf in den Kindern die Freude an der Arbeit zu erwecken. Der Wunsch, etwas zu leisten, ist in den Kindern schon frühe vorhanden, wenn sie noch die meiste Zeit nur Augen und Ohren für das Spiel haben, und er wird immer stärker, je älter sie werden, wenn ihnen Gelegenheit gegeben wird, ihn zu verwirklichen. Wer versucht hat, in der Schule eine Schar Anfänger zu unterrichten, wird gemerkt haben, wie freudig manche Kinder überrascht waren, wenn sie inne wurden, daß eine Gruppe Buchstaben, welche sie zusammengeschrieben hatten, eine wirkliche Bedeutung hatten und ein Wort bildeten, das auch ein Anderer lesen konnte. Es machte ihnen mehr Freude, wie eine „Puppe", welche sie gemalt hatten.

Wenn Kinder vor Erreichung des schulpflichtigen Alters sich schrankenloser Freiheit auf der Straße oder in Feld und Wald erfreut haben und oft auch im Hause nicht ans Gehorchen gewöhnt waren, dann ist es für sie in Wirklichkeit ein hartes Los, plötzlich in der Schule sich zu befinden, wo Beine und Arme und noch mehr der Wille gewisse Grenzen einzuhalten haben. Man darf sich dann nicht wundern, wenn sie Schule und Lehrer zusammen nicht sehr gern haben mögen. Lange wird es dauern, ehe sie sich zu den neuen Verhältnissen schicken lernen und wenn sie es schließlich über sich bringen können, die wenigen Stunden in der Schule stille zu sitzen und ihre Aufmerksamkeit auf das zu richten, was der Lehrer sagt oder auf die Arbeit, welche zu verrichten ist, dann wird doch wenn die Unterrichtsstunden vorüber sind, der Widerspruch in ihrem Denken und Fühlen mit den Verhältnissen in der Schule wieder aufleben und statt sich der neuen Erlebnisse zu freuen, werden sie die Erinnerung daran so schnell wie möglich abschütteln und suchen die paar Stunden, welche ihnen übrig geblieben sind, nach alter Weise zuzubringen.

Es ist freilich nicht zu empfehlen, die Kinder daheim so einzudressieren, daß sie beim Eintritt in die Schule keinen Wechsel in ihren Lebensgewohnheiten wahrnehmen. Das würde eine traurige Erziehungsweise sein. Es schadet den Kindern ein solcher Wechsel auch gar nicht, sondern ist ihnen nützlich und regt ihr Interesse an. Aber sie sollte so geleitet werden, daß bei aller Verschiedenheit zwischen Haus und Schule die beiden sich gegenseitig unterstützen und ergänzen, statt einander entgegen zu arbeiten.

Wenn Kinder in der Schule erst etwas gelernt haben, merken sie bald, daß sie mehr wissen, als früher, ehe sie zur Schule gingen, und mögen dann gern andern zeigen, was sie wissen. Die Freude, welche sie über ihren Fortschritt empfinden, kann ihnen sehr förderlich sein und zu neuen Anstrengungen ermuntern, doch muß darüber gewacht werden, daß die Meinung von dem eigenen Wissen und Können bei ihnen nicht übertrieben ist, sonst werden sie leicht eitel und sind geneigt, mehr Wert auf den Schein zu legen als auf wirkliches Können. Wenn man solches bei einem Kinde merkt, suche man es aufzuklären über die Unzulänglichkeit dessen, was es bisher erreicht hat, doch in einer Weise, daß es die Freude an den erworbenen Kenntnissen nicht verliert, sondern sie nur nicht überschätzt.

Wenn es den Eltern nicht möglich ist, pünktlich mit ihren kleinen Schulkindern zusammen die Aufgaben derselben durchzunehmen und darüber mit ihnen zu sprechen, so sollte es doch von Zeit zu Zeit geschehen, denn nach dem Interesse, welches die Eltern ihrer Arbeit entgegenbringen, schätzen die Kinder die Wichtigkeit derselben ein und desto größer wird der Eifer sein, mit welchem sie sich derselben widmen.

Also die Schulen sind wieder der lernenden Jugend geöffnet und diese ist, wie wir hoffen, heute mehr für den Empfang des Unterrichts vorbereitet, als die Jugend in frühern Jahren zu sein pflegte; wünschen wir also jedem in seinem Teil, Lehrern, Schülern und Eltern der Schüler, Freudigkeit, Kraft und Gottes Segen zu dem Werk im neu angetretenen Schuljahr.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Josua S. Hofer berichtet, daß er wieder von seiner Reise zurück gekommen ist, und bestellt die Rundschau wieder zu senden und zwar nach La Crosse, Wisconsin, 317 So. 9. Str.

J. K. Reimer, Inola, Oklahoma schreibt: „Da wir von Inola nach Collinsville gezogen sind, so bitte ich, unsere Post jetzt hierher zu schicken. Geschwister und Freunde möchten sich diese Adreßveränderung merken. Wir haben hier jetzt schon über eine Woche trockenes Wetter, solange hatten wir viel Regen, so daß mit dem Heumachen und Dreschen nicht vorwärts zu kommen war."

Peter Block, Reedley, California, berichtet am 2. September: „Friede sei mit allen, die Jesum lieb haben! Ich ändere hiermit meine Adresse von oben erwähnter nach Queen Centre, Saskatchewan. Wir sind vom Februar an hier in California und haben viel gelernt, haben auch über einen Monat Pfirsische gepflückt. Das ist jedoch für alte Leute nicht so ganz leicht. Ich bin zwar erst erst 60 Jahre alt, aber dann das auf der Leiter Auf und Ab! Drei Cents gab es für eine Box pflücken, für's Schneiden vier Cents. Meine Frau war auch recht fleißig, hat über $20.00 verdient. Ich habe bald dreimal soviel verloren, auch wegen der Hitze an Gewicht. Euer Leser P. Block.

F. S. Görzen, Newton, Kansas, schreibt am 1. September: „L. Bruder! Indem wir jetzt soweit sind, daß wir morgen abfahren wollen, so bitte ich um die Veränderung unserer Adresse auf der Rundschau und dem Jgdfd. vorläufig wie folgt: F. S. Görzen, Tucson Arizona, in care of Tucson Farms Co. — Corn H. Dick und Gerh Unruh fuhren gestern ab, jeder mit einer Car. Uebrigens sind wir alle gesund und wünschen es auch deiner Familie und allen Rundschaulesern. Sollte einer oder der andere eine Reise nach California machen, dann möchte er bei uns anhalten und uns besuchen. Bis dahin herzlich grüßend, F. S. G."

Herr Jesu! du mein Leben, Gott alles Lichts!
O laß mich dich nur haben, sonst hab ich nichts!

Fortsetzung von Seite 9.

tafel zum Brot verzehrten. Es war aber ein trauriges Brot, bei welchem den armen Fellachen die Tränen über die Backen herabliefen.

Aber auch hier kommt das Unglück selten allein. So furchtbar die ungeheure Schar der Heuschrecken ist, fast furchtbarer noch sind ihre zahllosen Nachkommen. Die das Land abweidenden Heuschrecken legen überall ihre Eier. Aus diesen kriechen schwarze Larven hervor. Fliegen können sie während ihrer ersten Entwicklungsstufe noch nicht. Aber in eherner Schlachtreihe rücken sie vor, oft eine Handbreit hoch über einander kriechend. Und was je die Heuschrecken übrig gelassen haben, das frißt diese Brut vollends auf. Ihre Gefräßigkeit ist eben so furchtbar wie ihre Hartnäckigkeit. Haben sie einmal die Richtung eines Feldes eingeschlagen, so wird sie keine Mauer noch irgend eine menschliche Macht von ihrem Wege abbringen. „Wie Helden laufen sie", sagt Joel, „wie Krieger ersteigen sie die Mauern, sie wechseln nicht ihre Pfade. Ein jeglicher ziehet stracks vor sich hin, durch Waffen stürzen sie hindurch! Was die Heuschrecken übrig lassen, das fressen die Käfer, und was die Käfer lassen, das frißt das Geschmeiß." Mit diesen Benennungen deutet auch Joel die verschiedenen Entwicklungsstufen jener Larven an.

Alle menschliche Macht kann gegenüber diesem Feinde nichts erreichen als nur die Erkenntnis ihrer Ohnmacht. Sie ist gleich einer Flintenkugel gegen Festungen, gleich einem schwachen, mürben Damm gegen den mächtigen Rheinstrom. Hier muß eine höhere Hand eingreifen. Darum ruft Joel, der in dem furchtbaren Tage eines solches Heuschreckensturmes auftrat: „Bekehret euch von ganzem Herzen, mit Weinen, mit Klagen! Blaset mit Posaunen zu Zion, heiliget ein Fasten, rufet die Gemeinde zusammen! Zerreißet eure Herzen und nicht eure Kleider, und bekehret euch zu dem Herrn eurem Gott! Wer weiß, es mag ihn wiederum gereuen. Denn er ist gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte und reut ihn bald der Strafe." Und in der Tat, wo alle menschliche Anstrengung vergebens ist, da genügt ein Hauch vom Herrn, die Not zu wenden. Ein kalter Westwind mit Regen oder Tau kann die ganze feindliche Armee, so unermeßlich groß sie auch sei, über Nacht bis auf den letzten Streiter vertilgen, sodaß nur noch ihre zahllosen Leichname bezeugen, wer das arme Land so schrecklich verwüstet hat. So erging es uns damals im Jahre 1865. Starke Westwinde bliesen die Heuschrecken über Nacht hinüber über die Wüste Juda nach dem Toten Meer und in die östliche Wüste. So heißt es auch bei Joel (2. 20): „Ich will den Feind von Mitternacht fern von euch treiben und ihn in ein dürres und wüstes Land (die Syrisch-arabische Wüste) verstoßen, nämlich seinen Vortrab hin zum Meere gegen Morgen (Totes Meer) und seinen Nachtrab hin zum äußersten Meere (Persischer Meerbusen), der soll verfaulen und stinken, nachdem er große Dinge getan." Auch in Aegypten, wo die Heuschreckenstürme eine der zehn Plagen Pharaos bildeten, kamen nach den Berichten des zweiten Buches Mosis die Heuschrecken mit einem starken Ostwinde ins Land und wurden durch einen Westwind wieder ins Rote Meer hinüber getrieben.

Ein Beispiel davon, wie die Eingeborenen sich gegen die nachgebliebene Brut zu wehren suchen, sah ich, als ich im Jahre 1899 mit den beiden Herren Kahl durch die Wüste Juda ritt. Damals waren die Heuschrecken nicht bis in das bebaute Paläftina vorgedrungen, sondern nur bis in die Wüste Juda. Aber dort hatten sie ihre Eier niedergelegt. Dieselben waren, als wir durchritten, ausgekrochen und lauerten nun an den Grenzen des kultivierten Landes wie eine feindliche Armee. Sie bedeckten die Erde so dicht, daß wir über einen Berg von Heuschrecken zu reiten schienen. Zu Tausenden wimmelten sie unter den Hufen unserer Pferde. Bei jedem Tritt schwirrte eine kleine Wolke unter unseren Füßen auf. Eine Menge wurde von den Hufeisen zertreten, und weithin konnte man unsere Spuren an den zertretenen Heuschrecken verfolgen. Ueber einen Bergrücken biegend, sahen wir plötzlich auf halber Höhe des gegenüberliegenden Berges einen großen Haufen von Männern. Farbige Gewänder, rote Kleider, gelbe, rote und weiße Turbane, weiße Hemden — in der bis dahin so einsamen Wüste ein uns unerklärliches, phantastisches Bild. Jetzt hörten wir auch Stimmen. Es war eine Art von orientalischen Kriegsgesängen, wie man sie dort zum Reigentanze anzustimmen pflegt. Dabei sahen wir, daß sie unabläßig Tücher, Mäntel und Ginsterbüschel in den Händen hin- und herschwangen, was uns die Erscheinung noch unerklärlicher machte. Jeder schwang und wedelte, sang und bewegte sich vorwärts. Sie sahen aus wie ein Haufe von Verrückten. Nähergekommen, erhielten wir die Lösung des Rätsels. Es war

eine Schar von Fellachen, deren die Regierung an 3000 in die Wüste geschickt haben sollte, um den Landesfeind, die Heuschrecken, noch vor dem Einmarsch in die Grenzen zu vertilgen. Da standen etwa 150 Mann in einem weiten Kreise, der anfangs den ganzen Berg vom Gipfel bis zur Talsohle umfaßte. Jeder schwang Tuch, Mantel oder Büschel nach dem Mittelpunkte des Kreises zu. Dadurch wurden die jungen Heuschrecken, die noch nicht fliegen konnten, von allen Seiten langsam der Mitte zu gescheucht, wo eine lange Grube für sie gegraben war. Dabei sangen die Männer mit einem grimmigen Humor zum Takt ihrer Bewegungen

„Heuschreck, Heuschreck, komm zu mir,
Leckerbissen geb ich dir!"

Der Kreis wurde langsam immer enger geschlossen. Die ganze feindliche Armee, auch durch die rauhen Männerstimmen erschreckt, sprang, hüpfte, flatterte dem türkischen Graben zu. Nachdem der Kreis ganz eng geschlossen und der Feind in den Graben zusammengetrieben war, wurden schnell Bündel von Dornbüschen über den Graben gelegt, diese angezündet und dann mit einer mächtigen Handspritze immer neue Güsse von Petroleum hineingespritzt. Mit jedem neuen Guß flammte die dunkelrote Lohe auf, eine wahre Höllenglut in der brennenden Sonnenhitze verbreitend. Schwarze Wolken von Petroleumrauch qualmten empor und verfinsterten den Berg. Immer neue Güsse kamen und explodierten. Immer höher schlugen die Flammen, bis endlich da, wo vorhin noch Hunderttausende von geflügelten Streitern waren, nur noch ein großes Schlachtfeld voll erschlagener Feinde zu sehen war, denen wie den Kriegern der alten Zeit die Ehre der Leichenverbrennung zuteil geworden war. Als ich meinem ehrwürdigen Freunde Professor F. Godet in Neuchatel, dessen Erklärungen der Heiligen Schrift ich so außerordentlich viel verdankte, darüber schrieb, antwortete er mir: „Welches schreckliche Sinnbild des Endgerichtes über die Verdammten!"

Dieser furchtbare Landesfeind ist nun auch in diesem Jahre seit Mitte April in fünf verschiedenen Wanderzügen, auf vier Wochen verteilt, wieder über Palästina dahingeflogen. In schier endlosen Zügen kamen sie und nährten sich von den vorhandenen Gewächsen. Daß die Saaten überall so schön standen wie seit Jahren nicht mehr, kam ihnen sehr zu statten. Zwar im Jordantal mit seinen wogenden Getreidefeldern, wo man schon Mitte April erntet, ließen sie sich nicht nieder. Denn in dem engen Walde von Halmen konnten sie ihre Flügel nicht ausbreiten, um aufzufliegen. Das hat der Jordanebene ihre reiche Ernte gerettet. Aber auch auf dem Gebirge Juda bei Jerusalem haben sie merkwürdigerweise nicht so viel Schaden angerichtet, wenn auch ein Teil der Felder des Syrischen Waisenhauses von ihnen abgeerntet wurde. Man griff dort zu allen nur denkbaren Maßregeln, um den drohenden Feind zu vertreiben. Genau wie wir Knaben im Jahre 1865 stürzten alle unsere Jungen in Gärten und Felder hinaus und machten einen Höllenlärm, um die Tiere zu verscheuchen. Mit Jubel über die unerwartete Schulfreiheit gings mitten aus der Schulstunde ins freie hinaus. Mit Blechkisten, auf denen getrommelt wurde, mit Trompeten, selbst mit Flinten wurde ein solcher Höllenspektakel aufgeführt, dazu auch starken Rauch entwickelnde Feuer angezündet, daß der Feind tatsächlich größtenteils die Lust verlor, sich auf unseren Feldern niederzulassen. Glücklicherweise wurden diese Bemühungen auch durch den Ostwind unterstützt, welcher die Tiere weiter trieb. Die meisten flogen in dichten Schwärmen hoch über Häuser und Gärten hinweg nach Westen. In der Nähe sahen sie aus wie Schneeflocken, in der Ferne wie weit ausgedehnte Wolkengeschwader, deren Schatten sich wie ein dunkler Schleier über das Erdreich bewegte. Ueber Jerusalem selbst schwebten sie jedesmal nur etwa zwei Stunden und flogen dann weiter. Die letzten über die Stadt hinziehenden Schwärme hatten aber auch hohe Gäste unter sich, auf die mancher belustigt geblickt haben mag: Tausende von Störchen, die im Jordantal überwintert hatten und nun in ihre Sommerfrische nach Europa flogen. Die schwarzweißroten langbeinigen Gesellen flogen wie Riesen unter den Milliarden von kleinen Heuschrecken und hielten hoch droben in den Lüften ein fürstliches Mahl. Das war ihnen ein gefundenes Fressen! So fliegen einem ja selten die gebratenen Tauben ins Maul!

Umso schlimmer haben die Heuschrecken in der Ebene am Mittelmeer gehaust, wovon namentlich unsere landwirtschaftliche Kolonie Bir Salem schwer betroffen worden ist. Die Orangenbäume kamen noch gnädig weg; deren Blätter waren ihnen wohl zu bitter. Mehr wurden schon unsere Zitronenbäume angenagt; doch war hier der Schaden nicht bedeutend. Dagegen wurden die niedrigen Gewächse arg mitgenommen. Unsere Gerstensaaten wurden ganz weggefressen. Noch mehr Schaden wurde in unseren weit ausgedehnten Rebengärten und bei den Futterpflanzen angerichtet. Namentlich die zarten Wicken, deren weite Felder in prächtigem Grün prangten, schmeckten ihnen so gut, daß sie sie bis zum letzten Blatte auffraßen. Die Kohlkrautgewächse, mit denen sich unsere Bir Salemer so viel Mühe gegeben hatten, waren im Nu verschwunden. Die Weinstöcke wurden nackt abgefressen. Die Stauden unserer Kartoffelfelder waren wie weggefegt. Kein Blatt, kein Stengel war mehr zu sehen. Es war ein trauriger Anblick, und mit Tränen in den Augen sahen unsere Bir Salemer, an der Spitze Hausvater Spohn und seine Frau, die Frucht so vieler Mühe in wenigen Stunden dahinschwinden. Auch für unsere Waisen in Bir Salem ist damit ein großer Teil ihres Lebensunterhaltes für dieses Jahr weggefressen.

Die türkische Regierung, unterstützt von dem organisatorischen Geschick der dortigen deutschen Offiziere, ergriff die wirksamsten Maßregeln, um der Gefahr zu begegnen, welche durch das Auskriechen der jungen Brut auch nach Abzug der Heuschreckenschwärme das Land an den Rand einer furchtbaren Hungersnot zu bringen droht. Denn in diesem Jahre, wo die Verbündeten, England, Frankreich, Rußland und Italien auch Palästina gegenüber „Aushungern" für die beste Kriegsmethode halten und kein Schiff mit Nahrungsmitteln mehr an der Küste landen lassen, hängt alles davon ab, daß sich das Land aus eigenen Ernteerträgen ernähren kann. Es mußte gesorgt werden, soweit es in Menschenkräften steht, daß die Heuschreckenplage nicht wie damals vor fünfzig Jahren bis in den August hinein währte. Ein Regierungserlaß bestimmte daher, daß jeder männliche Einwohner Jerusalems zwischen 15 und 60 Jahren, Europäer mit eingeschlossen, innerhalb sechs Tagen fünf bis zehn Kilo Heuschreckeneier abliefern oder aber 20 Mark an die Regierung zahlen müsse. Das macht auf 20000 männliche Einwohner dieses Alters schon allein in der Stadt Jerusalem 100 bis 200 000 Kilo Heuschreckeneier. Da es in unmittelbarer Nähe Jerusalems keine solchen Eier gab, wurden die damit belegten Orte, wie z. B. Bethlehem, Betschala, Ain Karem, Betsafafa, Mar Elias, Sur Bahel und andere öffentlich namhaft gemacht. Da ging alles ein bis zwei Meilen hinaus auf die Heuschreckeneierjagd. Es war ein possierliches

Bild, die Jerusalemer in ihren städtischen Gewändern draußen auf den Feldern und auf den Abhängen der Wüste in der Erde und hinter den Felsen suchen zu sehen, um die vorgeschriebene Last zusammenzubekommen. Auch vom Syrischen Waisenhause machten sich die etwa 180 Zöglinge mit ihren Aufsehern auf und lieferten 8 bis 9 Zentner Eier ab. Die hohe Behörde hatte also bei uns ein gnädiges Einsehen und begnügte sich mit fünf Kilo auf die Person.

Auch in Bir Salem wurde alles getan, um die Brut zu vertilgen, ehe sie ausgeschlüpft war. Denn sie ist ja noch viel gefährlicher als das hergeflogene Geschmeiß selbst. Groß und klein, auch die dreißig Kinder unseres dortigen Waisenhauses, sammelten vom Morgen bis zum Abend. An den Löchern im Sande sah man leicht, wo die Eier hingelegt waren. Es waren jedesmal sechzig bis siebzig Eier zu einer Art von Walze zusammengeklebt, 3 bis 4 cm lang und 6 bis 8 mm breit. Auch andere Gäste, die gegenwärtig in Bir Salem weilen, halfen dabei. Unser Hausvater Spohn suchte sich auch damit zu helfen, daß er Ländereien mit Eierbrut umpflügen ließ. Kommen nämlich die Eier an Luft und Sonne, so vertrocknen sie und gehen zugrunde. Die Hoffnung auf Vertilgung des Feindes stieg, als anfangs Mai das Thermometer in Palästina bis auf 5 Grad fiel, also eine für diese Jahreszeit unerhört niedrige Temperatur eintrat. Aber es scheint, daß dennoch alle Bemühungen vergeblich waren. Denn ein Telegramm von Anfang Juni meldete dem Vorstande in Cöln: „Heuschrecken in Bir Salem wieder zahllos." Es scheinen also wieder neue Wanderschwärme eingetroffen zu sein. Außerdem sind die kleinen Heuschrecken, die anfangs nicht größer wie eine Stubenfliege sind, ausgekrochen. Dann aber wird sich wohl die Befürchtung verwirklichen, die unser Direktor in einem früheren Briefe ausgesprochen hat: „Wenn es nicht gelingt, die Getreideernte einzuheimsen, bevor die junge Brut anfängt zu fressen, dann wehe dem Lande, das keinerlei Einfuhr mehr hat! Dann droht uns eine schwere Hungersnot."

So eröffnen sich, auch abgesehen von Kriegsgefahr, trübe Aussichten für Palästina. Wir können nur wie einst die früheren Bewohner dieses Landes mit dem 102. Psalm beten: „Du wollest dich aufmachen und über Zion erbarmen! Denn es ist Zeit, daß du ihr gnädig seiest." Unsere Freunde hin und her aber möchten wir in dieser schweren Bedrängnis bitten, auch fernerhin Palästinas und unserer dortigen Missionsanstalten und Stationen freundlich zu gedenken.

Ist Armut ein Hindernis oder eine Förderung für Erfolge?

Der bekannte Millionär Carnegie, dessen tägliches Einkommen man auf 40,000 Dollars schätzt, behauptet, er verdankte seine fabelhaften Erfolge seiner früheren Armut. Armut allein bringe Glück und Erfolg. Weil ihn die neue Webemaschine um die Arbeitsgelegenheit gebracht hatte, wanderte sein Vater, ein armer Weber, aus Schottland mit seiner Familie nach Amerika aus. Mit zwölf Jahren war der jetzige Millionär Carnegie Klöppeljunge in einer Fabrik mit 1¼ Dollars Wochenlohn. Er betrachtete es als ein großes Glück, als er zwei Jahre später bei einer Telegraphen-Gesellschaft Ausläufer wurde und die Depeschen austrug. Wer den Erfolg für sich hat, kann beanspruchen daß man seine Be-

hauptungen glaubt. So muß man auch der Behauptung Carnegies Glauben schenken, daß nur die Leute, welche in bitterer Armut aufwachsen, befähigt sind, zu außergewöhnlichen Erfolgen zu gelangen. Nur der Arme hat den Trieb zu arbeiten, vorwärts zu kommen, sich selbst emporzuheben und alles das, was er nicht zum allernotwendigsten Lebensunterhalt braucht, entweder zu sparen oder zur Vorbereitung neuer Erfolge zu verwenden. Der junge Mann, der im Wohlleben aufwächst, gewinnt, so nehmen viele Menschenkenner an, gar nicht die Kraft, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, denn diese Kraft erhält man nur durch Uebung. Dem reichen Jüngling fällt ja das, was der Arme sich mühsam erringen muß, ganz von selbst zu. Wie käme er dazu, seine Kräfte anzustrengen, wie käme er dazu, sich Mühe, Arbeit, Sorgen, Lasten, Strapazen und Entbehrungen aufzuerlegen, wenn er es gar nicht nötig hat? Arbeitet er doch, so geschieht es aus einem gewissen Pflichtgefühl und in der Absicht, sich irgendwie zu betätigen. Die wilde Energie, die fast übermenschliche Zähigkeit aber, welche der Arme entwickelt, um vorwärts zu kommen, hat der reiche Jüngling nicht. Wohlleben und Reichtum verweichlichen auch, und es ist kein Glück, das Kind reicher Eltern zu sein. Wird doch schon den Kindern reicher Eltern von ihren Erziehern (reiche Eltern erziehen Kinder selten selbst) der Grundsatz beigebracht: „Du brauchst nicht zu arbeiten, du brauchst dich nicht zu mühen, für dich ist gesorgt, und wenn du gar nichts tust, kannst du doch herrlich und in Freuden leben."

Diesen Behauptungen gegenüber stehen aber andere, welche das Gegenteil behaupten. Gerade, wer von seinen Jugendjahren an über Mittel verfügt, ist in der Lage, große Erfolge vorzubereiten und sich zu sichern. Wer Geld in der Hand hat, kann leicht wieder große Summen verdienen. Das sieht man an der weltbekannten Familie Rotschild und an anderen Familien der sogenannten Finanzfürsten; das sieht man an den Söhnen der großen Industriellen, die das väterliche Geschäft zu so hoher Blüte bringen konnten, weil ihnen eben die großen Mittel von Jugend auf zur Verfügung standen.

Es gibt Leute, die behaupten, daß Armut nicht nur nicht eine Förderung des Jünglings sei, sondern daß sie ein Hindernis für den Erfolg bilde. Nur wenige Menschen besäßen so viel Mut und Energie, um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Armut und Mittellosigkeit erzeugt. Das gelinge selbst gut veranlagten Menschen meistenteils nur, wenn sie vom Glück begünstigt würden; sonst nütze alles Arbeiten, Mühen und Quälen nichts. Heutzutage regiere allein Geld die Welt, und die besten Eigenschaften eines Menschen, seien sie selbst in einem Maße vorhanden, welches den gewöhnlichen Durchschnitt turmhoch übersteige, seien nicht imstande, den wichtigsten Faktor des modernen Erwerbslebens und die Grundlage aller Erfolge, das Geld, zu ersetzen. Wer hat recht? — Antwort: Pred. Sal. 9, 11.

Schwerhörigkeit.

Schwerhörigkeit gehört zu den Leiden, die der Heilung am hartnäckigsten widerstehen. Ueberdies beeinflußt sie nicht nur die Berufsfähigkeit, sondern auch das Gemütsleben des Btroffenen in ungünstiger Weise, weil er sich durch sein Leiden mehr und mehr vom Verkehr mit seinen Nebenmenschen ausgeschlossen fühlt. Es gibt nun aber ein Mittel, Ersatz für das eingebüßte Gehörvermögen zu erlangen, und zwar durch das Lernen des Ablesens der gesprochenen Worte vom Munde des Sprechenden. Obgleich diese Methode auf die praktisch höchste Stufe gebracht worden ist und von den namhaften Ohrenärzten warm empfohlen wird, ist sie doch noch immer einem großen Prozentsatz der Schwerhörigen wenig oder gar nicht bekannt. Und doch bildet sie für den Schwerhörigen den geeignetsten Weg zum Verkehr mit seinen Nebenmenschen und ist das beste Hilfsmittel, sich mit anderen zu verständigen. So schreibt ein bekannter Arzt: „Es bleibt dem Schwerhörigen und Ertaubten tatsächlich nichts übrig als, sich die Beherrschung der Lippensprache anzueignen und dadurch allmählich, aber sicher, den Mangel des Gehörsinns auszugleichen und wieder ein gleichwertiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Wir sehen an einer genügend großen Zahl von Beispielen, wie selbst Ertaubte in höherem Alter die Kunst des Absehens derart beherrschen lernten, daß sie von Unbefangenen nicht für schwerhörig gehalten werden, weil sie sogar einer von mehreren geführten Unterhaltung mühelos folgen können." Abweichend vom Unterricht der Taubstummen, die ja erst die Sprache erlernen müssen, lehrt die Methode des Ablesens das Auge, die Worte vom Munde abzulesen, indem die Aufmerksamkeit des Lernenden auf die Tätigkeit der Lippen und der äußerlich wahrnehmbaren Sprechmuskeln gelenkt und dadurch das verstehen der gewöhnlichen Umgangssprache erzielt wird. Durch Einprägung der Lautbildungen und ihrer charakteristischen Merkmale, wie sie sich zu Worten und ganzen Satzbildern gestalten, lernt der Schwerhörige vom Mund ablesen, auch wenn der Sprechende nur im Flüstertone oder aus größerer Entfernung spricht. Wird nach beendeten Unterricht diese Fertigkeit weiter ausgebildet, so verdeckt sie den Gehörmangel fast vollständig und bewirkt dadurch nicht nur eine Hebung des Lebensmutes, sondern auch der Berufsfähigkeit, zwei Resultate, die die angewendete Mühe reichlich lohnen. — Abdschule.

Ein Schwede über die Deutschen.

Der weltberühmte schwedische Forscher Sven Heidin, die deutschen Armeen auf den Schlachtfeldern beobachtend, sagt in seinem Buch „Ein Volk in Waffen": „Ein solches Volk kann nicht unterliegen!" Die außerordentliche Leistung, daß elf Tage nach der Einnahme von Warschau ein durchgehender Eilzug zwischen Lille in Frankreich und Warschau in Polen fährt, muß dem großen Schweden den Ausdruck entreißen: „Ein Staatswesen mit einer so hoch entwickelten Organisation verdient, erhalten zu bleiben."

Ja, wie auf den Schlachtfeldern, so leisten die Deutschen auch in der Zivilverwaltung in den eroberten Gebieten im Osten und Westen Großartiges. Den siegreich vordringenden Heeren folgt die deutsche organisierende Hand auf dem Fuß, schafft Ordnung aus dem Wirrwarr und hat in erstaunlich kurzer Zeit wieder normale Zustände hergestellt. In erster Linie

wird aufgeräumt, der Verkehr wieder hergestellt, und in gesundheitlicher Hinsicht werden strenge Maßnahmen getroffen. Dann wird dafür gesorgt, daß die Bewohner Beschäftigung und Verdienst erhalten, damit das Geschäftsleben neu pulsiren kann. Erfolgt die Besetzung des Landes im Frühjahr, dann sorgt die neue Verwaltung für die Bestellung der Felder; erfolgt sie im Hochsommer, wird Sorge für das Einbringen der Ernte getragen; ist es Herbst, dann achtet die Verwaltung darauf daß die Bewohner nicht zu frieren brauchen.

Daß eine solche Fürsorge einen sehr wohltuenden Einfluß auf die Bewohner des eroberten Landes haben muß, liegt auf der Hand. Weder in Polen, noch in Belgien und Frankreich sind die Landesbewohner gewöhnt, daß die Regierung sich in der Weise ihres Wohlergehens annimmt am wenigsten in Polen. Hier sind sie vielmehr gewohnt, von Väterchens diebischen Beamten bedrückt zu werden.

Der Eilzugverbindung Lille-Brüssel-Berlin-Warschau wird in nicht allzu ferner Zeit jedenfalls die Eilzugverbindungen Lille-Brüssel-Berlin-Warschau-Wilna, Lille-Brüssel, Berlin-Warschau-Wilna-Petersburg folgen. Und dann? Dann dürfte bald die Bahnverbindung heißen: „Calais-Lille-Brüssel-Berlin-Warschau-Petersburg."

Wbte.

Geheilte Blinde.

Die 25 Jahre alte Tomsyna Carlyle von Evansville, Ind., die blind zur Welt kam, hat durch eine in San Francisco, Cal., vorgenommene Operation ihr Augenlicht erhalten; sechs vorherige Operationen waren erfolglos geblieben. Frl. Carlyle, die eine Studentin der Universität von California ist, hat jetzt zum ersten Mal das Gesicht ihrer Mutter gesehen, meint aber, sie kenne dieselbe nicht besser als vorher. Schnell sich bewegende Objekte flößen ihr Furcht ein, und beim Kreuzen von Straßen schließt sie die Augen, die sie sich auf diese Weise sicherer fühlt. Es hat sich bei ihr schnell eine Vorliebe für grüne Farbe ausgebildet.

Genügend Arbeiter.

Mehr als zwanzigtausend Erntearbeiter sind innerhalb der letzten zehn Tage hier in Winnipeg aus dem Osten des Landes eingetroffen und von hier aus auf Manitoba und die anderen westlichen Provinzen verteilt worden. Somit dürfte der größten Arbeiternot gesteuert sein. Allerdings wurden außer den in der Provinz Saskatchewan selbst vorhandenen 6000 bis 7000 Mann dort noch etwa 15,000 Arbeiter gewünscht. Es werden wohl genügend Leute für das Schneiden bezw. Aufsetzen der Garben vorhanden sein, ob aber auch für das Dreschen ist noch fraglich.

Neue Mennoniten Kolonie.

In Winnipeg hielt sich während der letzten Woche Herr P. P. Kröker aus Herbert, Sask., auf um hier mit den Beamten der Grand Trunk Pacific Eisenbahn über Gründung einer neuen Mennoniten-Ansiedlung in Britisch Columbien zu verhandeln. Herr Kröker beabsichtigt, deutsche Mennoniten im Steward River Distrikt, welchen die Grand Trunk Pacific zugänglich gemacht hat, anzusiedeln. Er ist soeben von einer nach dort unternommenen Informationsreise zurückgekehrt und hat den besten Eindruck von den Möglichkeiten die sich dem Landwirte dort bieten, erhalten. Es sollen vorläufig 300 Mennoniten dort angesiedelt werden, sämtlich aus Saskatchewan, wo viele der jüngeren Leute geneigt sein sollen, sich in einem anderen Teile des Landes niederzulassen.

„Nordwesten."

Resignierte als Gouverneur der Kanalzone.

General George Goethals tritt zurück und hat in seinem Resignationsschreiben den 1. November als den Tag angegeben, an welchem er sein Amt als Gouverneur der Panama-Kanalzone niederzulegen gedenkt. General Goethals scheidet aus seinem Amt, weil seiner Ansicht nach seine Tätigkeit in Panama beendet ist und der Kanal jetzt in vorschriftsmäßiger Weise funktioniert. General Goethals war sieben Jahre in Panama. Wie er erklärte, wird er, falls seine Resignation angenommen werden sollte, seinen Rang in der Armee beibehalten. Die Bekanntgabe des Datums, an welchem der Gouverneur aus dem Amt zu scheiden wünscht, erfolgte am Ende der letzten Reise, die General Goethals in seiner Eigenschaft als Gouverneur der Kanalzone von Cristobal in seiner Eigenschaft als Gouverneur der Kanalzone von Cristobal nach New York zu machen gedenkt. Er hatte ursprünglich beabsichtigt, einen zweimonatigen Urlaub zu nehmen und nach einem Besuch der Panama-Pacific-Ausstellung Ende September nach Panama zurückkehren, als er wenige Stunden vor dem geplanten Antritt jener Urlaubsreise die Weisung erhielt, sich unverzüglich nach Washington zu begeben. Auf Grund dieser Instruktionen trat General Goethals bereits wenige Stunden nach seiner Ankunft die Reise nach Washington an, während seine Gattin und sein Sohn, die ihn von Cristobal begleitet haben, vorläufig in New York bleiben werden. Wie es heißt, wurde General Goethals nach Washington berufen, um mit den zuständigen Behörden bezüglich der Landesverteidigung und über die Stärke der für diese Zwecke in der Kanalzone benötigten Truppen zu konferieren.

Yama Gischi O Kei San.
Das Mädchen ohne Hände.

Eines Tages, als ich gerade in die Schule gehen wollte, kam meine Bibelfrau und sagte, sie hätte ein so trauriges Vorkommnis gehört; aber ich hatte da gerade keine Zeit, es anzuhören und vertröstete sie auf später; aber sie ließ sich nicht abweisen und erzählte mir eilig von dem Mädchen ohne Hände, das keinen Vater habe und immer hungrig sei. Sie fügte hinzu, sie möchte ihr so gerne helfen, daß sie häkeln lerne.

„Häkeln," wandte ich erstaunt ein, „wie kann ein Kind ohne Hände häkeln lernen? Da mußt du etwas Besseres ausdenken; bringe sie morgen Nachmittag um 2 Uhr her und wir wollen beraten, was sich tun läßt."

Das Kind, das sie zur bestimmten Zeit brachte, war etwa dreizehn Jahre alt und das elendeste Geschöpf, das mir seit langer Zeit vorgekommen ist.

Als O Kei San noch ganz klein war, starb ihr Vater. Ihre Mutter konnte nicht alle Kinder ernähren und es fand sich eine Heimat für sie bei einem Verwandten, einem

Buddhisten-Priester. So lebte sie drei Jahre recht glücklich bei ihren neuen Eltern in einem Hause im Gehöft des Tempels, bis der schreckliche Abend kam.

Ein Mann, welcher durch das Trinken ganz von Sinnen gekommen war, lief mit einem großen Schwert bewaffnet nach dem Tempel, um den Priester, welchem er gram war, umzubringen. Der Priester suchte sich zu wehren. O Kei San hörte den Lärm und lief ins Zimmer. Der Mann hieb mit seinem Schwert nach ihr und schlug ihr beide Hände ab. Als er das Geschrei hörte, wurde er plötzlich nüchtern und rannte nach der Polizei-Station, wo er sagte, er habe beabsichtigt den Priester zu töten und habe dabei das kleine Mädchen verwundet.

O Kei San weiß nicht mehr, was dann geschah. Wahrscheinlich ist sie ohnmächtig geworden; aber sie weiß, daß große Aufregung herrschte und sie schreckliche Schmerzen hatte und dann der Gedanke, keine Hände mehr zu haben, sie mit Entsetzen erfüllte. Dann war sie wieder daheim bei der Mutter und versuchte zu helfen, soviel sie konnte, und sie waren alle immer traurig und hungrig.

Fast ein Jahr war auf diese Weise vergangen, als Jo San, unsere Bibelfrau, sie fand und zu mir brachte. Das war der Anfang eines neuen Lebens und besserer Tage für sie. Es fanden sich Freunde, welche kleine Holzhände anschafften, und die waren doch besser, als gar keine. Als sie befestigt waren, verlor sie nach und nach ihre Schüchternheit und ihr schreckhaftes Wesen.

Sie konnte nun auch manches tun, das sie vorher nicht tun konnte. Sie ging dann in die Missionsschule und lernte lesen und später auch Englisch, weil man meinte, sie könnte sich vielleicht durch Unterrichten ihren Unterhalt verdienen. Jo San hat sie richtig Häkeln gelehrt, indem sie die Häkelnadel an ihren Arm festband und ihr zeigte, wie sie es machen müsse. Sie lernte fleißig und machte kleine Geldbeutel, welche gerne gekauft wurden, und mit dem Erlös konnte sie sich ihre Bücher und Kleider anschaffen.

1911 wurde sie mit Ehren von der Schule graduirt, in welcher sie vier Jahre fleißig gelernt hatte. Sie trat dann gleich in unsere Bibelfrauenschule ein, um noch zwei Jahre in der Bibel unterrichtet zu werden. Etwa um diese Zeit wurde sie gebeten, einem blinden Mann behülflich zu sein, indem sie ihm vorlese. Ihr Mitleid wurde erregt und sie beschloß ihr Leben der Arbeit für die Blinden zu widmen. Jetzt ist sie Hülfslehrerin in der Blindenschule und sobald sie im März 1913 von der Bibelschule graduirt worden ist, will sie dieser Arbeit ihre ganze Zeit und Kraft widmen.

Ist es nicht merkwürdig, daß ein Mädchen, welches so hülflos ist, noch daran denkt, andern zu helfen? Laßt mich euch sagen, was sie jetzt tut. Die Schule für Blinde sollte notwendig ein Schlafgebäude haben und O Kei San möchte sehr gerne helfen. Sie hat sich entschlossen, die Hälfte von dem, was sie mit Geldbeutel-Häkeln verdient, für diesen Zweck zu geben, bis das Gebäude errichtet ist. Nein, noch mehr. Sie hat immer 12½ Cents für seidene und 10 Cents für baumwollene Beutel bekommen, wobei ihr Seide und Baumwolle gegeben wurde. Bis das Gebäude errichtet ist, will sie die Hälfte von diesen Summen behalten und alles übrige geben, gleichviel was man ihr für die Beutel gibt. Wenn sie sehr fleißig ist, kann sie drei Beutel in zwei Tagen machen. Sie hat zwar ihre Kost frei, aber Kleider und andere Dinge muß sie sich selbst verdienen.

Der Mann, der sie so verstümmelt hat, ist diese ganzen Jahre im Gefängnis gewesen.

Dieses Jahr ist er frei geworden. O Kei San betet immer für ihn und will ihm von Jesus erzählen, wenn sie Gelegenheit dazu bekommen sollte.

Sie ist so verändert, daß man sie gar nicht mehr kennt. Sie sagt, das neue Leben, das in ihr Herz gekommen ist, ist ihr ein guter Ersatz für die verlorenen Hände.

— Evang. Ztschft.

Die Schiffer.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist. 1. Tim. 6, 12.

Am Ufer eines Stromes wandelnd, sah Siegfried, wie ein Schiff — mit großer Anstrengung der Schiffsleute — gegen den Strom hinaufgebracht wurde. Bald befestigten die Schiffer ein langes Seil an einem Baume oder Pfeiler, um mittelst dessen sich und das Schiff fortzubringen; bald traten alle aus, spannten sich in die Seile, und schleppten so das Schiff sich nach.

Hier habe ich, sagte Siegfried, ein Abbild meiner Reise nach dem Himmel! Die Welt ist der gewaltige Strom, der ihrer viele mit sich fort ins Meer des Verderbens reißt. Gegen diesen Strom muß ich hinan mit meinem Schifflein, weil ich Befehl habe, daß ich mich dieser Welt gleichstellen, und sie und ihre Lust nicht lieb haben soll (Röm. 12, 2; 1. Joh. 2, 1g. 16). Da gilt es arbeiten. Mein Seil sind meine Seufzer und mein Verlangen; mein Vorsatz ist mein Pfeiler, meine Kraft ist in Gott und seinem Geist. Hier strebe ich, und strecke mich nach dem, das vor mir ist (Philip. 3, 13). Da ist kein Säumen, kein Nachlassen. Denn gleich wie der Strom, wenn diese Leute nachließen, gegen ihn zu arbeiten, das Schiff augenblicklich wieder zurück, und mit sich fortreißen würde: so gehet es auch mit unserm Christentum; hören wir auf, gegen uns selbst und gegen die Welt zu kämpfen; werden wir nachlässig im Gebet und 'n andern heiligen Uebungen: so werden wir das Zurückgehen und Abnehmen und den Schaden für unsern inwendigen Menschen gar bald verspüren. — Mein Gott, hilf mir stets und ritterlich kämpfen, und durch Leben und Tod zu dir dringen! Amen.

Unermüdet mußt du ringen,
Treu bis an das Ende sein,
Soll es dir mit Gott gelingen,
Ewig dich vor ihm zu freu'n.

— Jugendblatt.

Erzählung.

Christ und Jude.

Fortsetzung.

„Nur eine schlimme Neuigkeit hatte der Zigeuner, nämlich für den Joseph. Dessen Vater Isaak habe sich aufgemacht, um seinen Sohn zu suchen und sei nach Siclos zu dem Gerber gekommen, bereits krank u. schwach. Dieser habe darum es ihm verschwiegen, daß sein Sohn ein Christ geworden und ihn überreden wollen, die Reise aufzugeben. Der Alte habe aber weder durch seine Krankheit noch durch des Gerbers Zureden sich abhalten lassen, mit ihm, dem Zigeuner, sich auf den Weg zu machen, sei aber nicht weit gekommen. Eines Morgens nämlich, nachdem er in der Nacht sehr elend gewesen, habe er auf dem Weg zu schwanken und zu taumeln angefangen und irre zu reden, sei endlich umgefallen und mit den Worten: Fort, fort, immer fort, ich muß zu meinem Sohn, zu meinem Joseph! gestorben. In der Nähe hätten viele Juden in einem Dorf gewohnt, die hätten ihn geholt und ehrlich begraben.

„Sein Sohn vergoß viele bittere Tränen bei dieser Kunde, also daß uns seiner jammerte, doch sagte er auch, was Gott tue, sei alles wohlgetan. Solches sehe er auch in seinem größten Schmerz, denn wenn sein Vater Isaak von seiner, des Sohnes, Bekehrung noch bei Leibesleben gehört hätte, würde er das als ein großes Unglück und ganz anders aufgenommen haben, als jetzt, wo er in Abrahams Schoß sei und gewiß sich freuen würde, daß sein Sohn den rechten Messias gefunden.

„Endlich kamen wir nach Siclos. Der Zigeuner war auf seinem kleinen Klepper vorausgeritten und hatte schon drei Tage zuvor dem Gerber die fröhliche Nachricht gebracht. Der kam uns entgegen, und nun hättet Ihr abermal sehen sollen, welche Freude die drei hatten, als sie sich wiedersahen. Bald lobten sie Gott, bald küßten sie mir und Herrn Albert die Hände, bald lachten und bald weinten sie und erzählten sich immer aufs neue, wie wunderbar Gott ihnen durch alles Elend und alle Gefahr hindurchgeholfen habe. Wir mußten mit dem ganzen Gefolg drei Tage bei dem Gerber zu Gaste liegen, der ein kluger und frommer Mann ist, einen großen Reichtum hat und dabei ein fröhliches Gemüt. Er wollte mir die hundert Goldgulden, die ich an den Türken bezahlt hatte, wieder erstatten, da ich es aber anzunehmen mich weigerte, verehrte er mir ein stattliches Roß, einen windschnellen Renner.

„Er hatte bei unserer Ankunft alles schon zur Abreise gerüstet, und nachdem er alle Armen in Siclos gespeist und dem Zigeuner sein Haus erb- und eigentümlich übergeben mit dem Bedingnis, daß dieser das Herumstreunen lasse und mit Weib und Kind als ein ehrlicher Christenmensch sich halte, machte er sich mit uns auf den Weg. Hier in Wien hat er sich nicht aufhalten lassen, obwohl ich es sehr gerne gesehen, sondern ist sogleich aufgebrochen und wird bald in seiner Heimat ankommen.

„Herzgeliebste Frau Mutter! ich habe Euch dies alles so des weiteren beschrieben, weil ich weiß, daß Euer christliebendes Herz darüber Freude haben werde, — denn Ihr habt Euch allezeit gefreut mit den Fröhlichen! — dann aber auch, damit dem Schloßbauern Veit Hollenstein, über den ich durch besagten Gerber, seinen Schwager, wohl unterrichtet bin, Mitteilung gemacht und alles sein Recht zu teil werde. Es ist deswegen mein ernstlicher Wille und Befehl, daß sogleich eine Untersuchung vorgenommen werde, was der Mann für Beschwerde habe, und daß er für alle erlittene Unbill entschädigt werde, ehe noch sein Schwager und sein Sohn anch Hause kommen. Es liegt darum der Befehl bei an den Amtmann Pankratius Zwiesel."

„Jetzt," sagte der Amtmann, „wäre ich fertig. Bin ich dem Befehl gehorsam gewesen?

Es ist schwer einen großen Schmerz, es ist schwerer, eine große Freude zu beschreiben. Tränen waren aus aller Anwesenden Augen geflossen. Selbst Abraham Weißkopf, so lederfahl und abgestorben sein Gesicht sich ansah, hatte mehrmals das Sacktuch hervorgezogen, und der Amtmann, als er bei einigen Stellen des Briefs das Schluchzen hörte, hatte seiner Rührung auch freien Lauf gelassen, doch zeigte jeder seine Freude in eigentümlicherWeise. Adam der Knecht, sprang bei den Stellen, die ihn besonders überraschten, vom Stuhle auf u. dem Fenster zu, als wollte er trotz seiner Tränen eine Juchhe in die Welt hinausschreien, während der behaglich vor sich hinlächelnde Schäfer ihn mit so wenig Geräusch als möglich immer wieder niederdrückte, um nur ja kein Wort des Briefes zu überhören. Die Mutter hob bei jeder Nachricht, welche ihr Herz besonders traf, die gefalteten Hände zum Himmel, der Schloßbauer wechselte beständig die Farbe und schien mit dem Atemholen nicht zurecht zu kommen.

Endlich als der Amtmann fertig war u. eine Antwort erwartete, erhob sich letzterer, seiner inneren Bewegung in einem Strom von Tränen Luft machend, und sagte: „Nun Gott sei gelobt und mein gnädiger Graf von Ihm gesegnet."

„Es ist noch jemand da," sagte der Amtmann, ihm die Hand entgegenstreckend, „der ein freundliches Wort von Euch haben möchte, obwohl er's nicht verdient. Habt Ihr nicht eines auch für mich? Mag's hören, wer will, ich will es frei und ehrlich aussprechen, ich habe nicht schön an Euch gehandelt."

Der Amtmann meinte es wirklich aufrichtig. Die Furcht vor den Drohungen des Grafen hatten ihn zuerst bewogen, seine Handlungsweise zu prüfen. Dann aber hatte er die handgreifliche Erfahrung, daß Gott gut gemacht habe, was er böse machen wollte, und der Blick, den er jetzt in das Herz der beiden Gatten geworfen hatte, in das Leid, das sie durchgemacht und in Freude, die sie nun empfangen, ihn so erschüttert, daß sein Verfahren gegen die Schloßleute ihm unverantwortlich vorkam. Der Gedanke an sein begangenes Unrecht war gestern und heute mit jeder Stunde ihm peinlicher geworden.

Hollenstein ging auf ihn zu und sagte: „Hier meine Hand, Herr Amtmann, nachdem Ihr dieseBotschaft mir gebracht, könnt' ich für Euch ins Feuer gehen."

„Vergebt mir nur," versetzte dieser, „daran hab' ich genug. Wollt Ihr wirklich vergeben und vergessen?"

„Tausendmal, tausendmal," sagte die Bäuerin, ebenfalls seine Hand ergreifend, „wo einem der Herr so das Herz mit Freude heimgesucht, da ist für Haß und Groll kein Winkel mehr zu finden. Wie könnte aus einem Munde Loben und Fluchen gehen? Nein, wahrlich, es soll nicht also sein."

„Amen, Amen!" sagte der Amtmann. „So will ich nun guten Muts mich auf den Heimweg machen und nur wünschen, daß Ihr bald mich zu etwas braucht. Vielleicht wird der Konrad," fuhr er fort, auf die Bäuerin blickend, „sich bald nach einem rechtschaffenen Weib umsehen, und für das junge Paar wird dann nicht recht mehr Platz sein in dem alten Schloß. Tut mir's nur zu wissen! So ein kleiner Nebenbau wird sich auch noch anbringen lassen."

„Ach, Ihr meint's recht gut, Herr Amtmann," sagte Konrads Mutter, „Für jetzt ist davon keine Rede, aber wenn's der lie-

be Gott so fügen wollte, würde ich mich Eures Anerbietens schon erinnern."

„Bringt mir die Frau nicht auf unnütze Gedanken," sagte der Schloßbauer, indem nach langer Zeit der erste Auflug von Laune auf seinem grämlichen Gesicht sich zeigte, „in solchen Dingen verstehen die Weiber keinen Spaß, sondern wollen gleich Ernst machen. Geh' lieber, Frau, und bring etwas zu essen und zu trinken, so gut wir's haben; es ist Mittag geworden, und der Herr Amtmann soll keinesfalls den Rückweg nüchtern antreten."

Fortsetzung folgt.

Hartgekocht sind die Eier verhältnismäßig am schwersten zu verdauen; der Magensaft braucht dann die längste Zeit, um sie in den verdauungsfähigen Zustand überzuführen. Am leichtesten verdaulich ist das weiche, etwa 3 Minuten in siedendem Wasser gekochte Ei ebenso das in heißer Bouillion sorgfältig verrührte Ei. Das weiche Ei scheint sogar noch leichter verdaut zu werden als das ganz rohe. In der Mitte zwischen weich- und hartgekochtem Ei steht in Bezug auf die Verdaulichkeit das mit nicht zu viel Butter hergestellte Rührei. Ein kräftiger Magen verträgt übrigens auch die harten Eier, besonders, wenn sie gut gekaut werden, ohne besondere Schwierigkeiten; wo man es aber mit einem schwachen und empfindlichen Magen zu tun hat, da wird man nach alledem dem weichgekochten unbedingt den Vorzug geben müssen.

Fortsetzung von Seite 2.

deren Nachwirkungen sich aber heute noch bemerklich machen. Darum ist das Ziel der Selbständigkeit dieser Missionsgebiete noch nicht erreicht, sondern die völlige Lösung dieser Aufgabe wird noch viel Erziehungsweisheit und damit Geduld, Zeit und Geld erfordern.

Wir freuen uns aber über das, was trotz aller Mängel erreicht worden ist. Scharen von Heiden sind aus der Finsternis zum Licht geführt. Wir zählen in Jamaika gegenwärtig auf 18 Haupt- und 11 Nebenstationen 15 197 Getaufte, von denen 6732 Kommunikanten sind. Die Erweckungsbewegung (1860 und 61), die vom Lehrerseminar und von den Gemeinden Carmel, Springfield und Fulneck ausging und fast sämtliche Stationen ergriff, hatte ein erfreuliches Wachstum der Seelenzahl zur Folge. Im Lauf der Jahre entstanden neue Gemeinden in Mizpa (1866) Dober (1882), Carisbook, Moravia, Broadleaf (1885), sowie 1892 in der Hauptstadt Kingston. Und war als Frucht der 100jährigen Jubelfeier ein Werk der inneren Mission ins Leben gerufen worden (man stellte „Schriftleser" an, die mit Besuchen bei Armen und Kranken betraut wurden), so wächst neuerdings das Interesse für äußere Mission. Es blüht der „Jamaika-Missions-Verein", der aus Interesse für Afrika, als dem Heimatland der ehemaligen Sklaven, entstanden und alljährlich etwa 1000 Mark für unsere Nyassamission aufbringt.

Die Zukunft muß die Vervollständigung des inneren Ausbaus dieser Provinz bringen. Das ist das notwendige Ziel der Arbeit. Eine Erweiterung des Werks wäre wohl ebenfalls erfreulich, die finanzielle Sicherstellung der Gemeinde in der Hauptstadt Kingston wäre in der Gegenwart gerade besonders wichtig. All diese Nebenziele hat man aber an Ort und Stelle zurückgestellt gegenüber der Errichtung des letzten und höchsten Ziels, eben des Ausbaus der bestehenden Kirche. Dieser ist nicht möglich ohne das Mittel, was allein zur notwendigen christlich-sozialen Hebung eines ganzen Volkes führen kann, die Gründung von höherer Schulen. An Errichtung einer solchen denkt man; zunächst soll für Knaben in Fairfield eine eingerichtet werden, denn es bestehen außer den beiden höheren Regierungsschulen in Kingston und Montego keine gehobenen Schulen auf der Insel. Die Gemeinden sammelten zu diesem Zweck im Jahre 1901 einen Jubelfonds.

—Evangel. Missions-Mag. 1909.

Künstliches Holz.

Aus Lyon wird von einem künstlichen Holze berichtet, das als Ersatz für natürliches von großem Wert sein soll. Das Herstellungsverfahren besteht in der Verwandlung von Stroh zu einer soliden Masse, die an Festigkeit dem Eichenholz gleichkommt. Nachdem dazu das Stroh in kleine Stücke zerschnitten war, wurde es, unter Zumischung gewisser Chemikalien, durch Aufsieden in eine Art Paste verwandelt. Wenn diese völlig gleichmäßig geworden war, brachte man sie unter eine Presse, aus der dann Planken, Balken, Latten, muldenförmige Behälter u.s.w. hervorgingen. Das neue Material kann ganz wie Holz gesägt werden. Als Brennmaterial gibt es eine helle, wenig rauchende Flamme, und es soll sich auch zur Herstellung von Streichhölzchen eignen.

F r a n k r e i ch. Zurückgekehrte Amerikaner berichten von der großen Not in Paris und dem Lande. Eine Tonne Kohlen kostet schon $21.50.